



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Sozialistische Theorien nicht-sozialistischer Denker –
Eine Gegenüberstellung der Sozialismuskonzeptionen
John Stuart Mills und Oscar Wildes

verfasst von / submitted by

Elena Teresa Krämer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the
degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 641

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Interdisziplinäres Masterstudium Ethik
für Schule und Beruf

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Konrad Paul Liessmann

„Man weiß über die Natur des Menschen nur das eine mit Sicherheit, dass sie sich verändert.“

- Oscar Wilde, Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus

Für meine Familie und für meine Freunde

Plagiatserklärung

Hiermit erkläre ich, die vorgelegte Arbeit selbständig verfasst und ausschließlich die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt zu haben. Alle wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Textpassagen und Gedankengänge sind durch genaue Angabe der Quelle in Form von Anmerkungen bzw. In-Text-Zitationen ausgewiesen. Dies gilt auch für Quellen aus dem Internet, bei denen zusätzlich URL und Zugriffsdatum angeführt sind. Mir ist bekannt, dass jeder Fall von Plagiat zur Nicht-Bewertung der gesamten Lehrveranstaltung führt und der Studienprogrammleitung gemeldet werden muss. Ferner versichere ich, diese Arbeit nicht bereits andernorts zur Beurteilung vorgelegt zu haben.

Geschlechtsneutrale Formulierung

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und Übersichtlichkeit wird in der vorliegenden Arbeit auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung weitestgehend verzichtet. Im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes sind entsprechende Bezeichnungen stets sowohl für weibliche als auch für männliche Personen gleichermaßen gültig.

Inhaltsverzeichnis

<u>1. Einleitung</u>	6
<u>2. Biografische Vorbemerkungen</u>	7
2.1. John Stuart Mill.....	7
2.2. Oscar Wilde.....	11
<u>3. John Stuart Mill und Oscar Wilde: Zwei antisozialistische Denker?</u>	<u>15</u>
3.1. Der Sozialismus-Diskurs im England des 19. Jahrhunderts	16
3.2. Entstehung und Hintergründe der Schrift Über Sozialismus von John Stuart Mill.....	21
3.3. Entstehung und Hintergründe der Schrift Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus von Oscar Wilde	24
<u>4. Sozialistische Werke nicht-sozialistischer Denker</u>	<u>28</u>
4.1. Sozialistische Positionen in Über den Sozialismus von John Stuart Mill.....	29
4.2. Sozialistische Positionen in Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus von Oscar Wilde	35
4.3. Zusammenfassung.....	42
<u>5. Verbindende Elemente beider Positionen</u>	<u>44</u>
5.1. Individualismus als Grundlage des Sozialismus.....	44
5.1.1. Individualismusauffassung bei John Stuart Mill	45
5.1.2. Individualismusauffassung bei Oscar Wilde	51
5.2. Bildung als Sozialismus förderndes Element.....	57
5.2.1. Bildung bei John Stuart Mill	58
5.2.2. Bildung bei Oscar Wilde	62
5.3. Der Dandy und das Genie im Sozialismus.....	65
5.3.1. Geniebegriff bei John Stuart Mill.....	65
5.3.2. Geniebegriff bei Oscar Wilde.....	68
<u>6. Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Sozialismuskonzeptionen</u>	<u>71</u>
<u>7. Einordnung der sozialistischen Positionen in den sozialistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts</u>	<u>73</u>
<u>8. Relevanz der behandelten Theorien im 21. Jahrhundert</u>	<u>75</u>
<u>9. Konklusion</u>	<u>79</u>
<u>10. Literaturverzeichnis</u>	<u>81</u>
<u>11. Anhang</u>	<u>86</u>
11.1 Abstract.....	95

1. Einleitung

Zurzeit stellt sich vermehrt die Frage danach, ob kapitalistische Systeme, die eine freie Marktwirtschaft und Gewinnmaximierung als oberste Maxime setzen, gesellschaftspolitisch wünschenswert sind. Im Zuge dessen stellt sich auch die Frage danach, wie dieses System zum Wohle aller angepasst werden kann, und welche Maximen man anstelle der Gewinnmaximierung setzen könnte. Es ist dabei bisher weitgehend unbeleuchtet, wie die sozialistischen Theorien von John Stuart Mill und Oscar Wilde hier Anstöße für mögliche Gesellschaftsformen geben können. Daher wird im Folgenden untersucht, welches Verständnis die beiden Denker von einer sozialistischen Gesellschaft hatten, und inwiefern diese Theorien für heutige Diskurse noch Relevanz haben.

Um dies zu zeigen, werden nach der Einleitung (1.) zunächst einige biografische Vorbemerkungen (2.) vorgenommen, um die Theorien von Mill und Wilde vor ihrem persönlichen Hintergrund besser verständlich zu machen. Darauffolgend wird der spezifische Entstehungshintergrund der beiden Sozialismusschriften beleuchtet (3.). Dies dient dem Zweck, zu erkennen, was die beiden Denker dazu bewog, sich trotz ihrer anfänglichen Distanz zu sozialistischen Positionen mit der Frage nach einer sozialistischen Gesellschaft zu beschäftigen. Im 4. Kapitel werden die sozialistischen Theorien des liberalen Philosophen und des Dichters erläutert und zusammengefasst. Im 5. Kapitel erfolgt mittels Texrexegese die Untersuchung darauf, ob beide Werke Ähnlichkeiten aufweisen. Dies herauszufinden ist ein zweites Ziel dieser Arbeit. Meine These ist, dass Oscar Wildes Schrift Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus von den Werken Mills, insbesondere von seiner Schrift Über die Freiheit, beeinflusst wurde. Nach einer Zusammenfassung und Gegenüberstellung im 6. Kapitel, werden die Positionen in den sozialistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts eingeordnet. Mein Ziel hierbei war es, zu erkennen, ob Oscar Wilde tatsächlich von den Theorien Mills beeinflusst wurde oder sie möglicherweise ihre Ideen beide aus dem zeitgenössischen Diskurs speisten. Im letzten Kapitel (8.) soll schließlich die anfangs gestellte Frage geklärt werden, wie die sozialistischen Theorien John Stuart Mills und Oscar Wildes den heutigen

Diskurs befruchten können und inwiefern sie bei der Frage nach der Anpassung europäischer Gesellschaftssysteme bis heute Relevanz haben.

2. Biografische Vorbemerkungen

Um ein besseres Bild und Verständnis für die beiden Denker zu erlangen, sollen zunächst ihre Lebensumstände und ihr Werdegang umrissen werden. Insbesondere sollen die biographischen Informationen zu einem Verständnis der Motive und Beweggründe der beiden Autoren führen. Das Ziel ist nicht die exakte, tabellarische Darstellung ihrer akademischen und künstlerischen Laufbahn, sondern es ist vielmehr die Darstellung der Personen und Relationen, die für ihr Leben maßgeblich waren und die ihr Denken geformt haben. Unter dem Blickwinkel ihrer persönlichen Werdegänge und Einstellungen sollen so auch ihre Sozialistischen Schriften besser verständlich werden.

2.1. John Stuart Mill

John Stuart Mill wurde 1806 als ältester Sohn des Philosophen James Mill geboren, der als Begründer des klassischen Utilitarismus gilt (WOLF 2011: 4).

James Mill war nicht nur selbst ein herausragender Denker seiner Zeit, sondern wollte seine Lehren auch auf seinen Sohn übertragen und ihm eine „bestmögliche geistige Erziehung“ (WOLF 2011: 5) zuteilwerden lassen. Hierfür unterwies er ihn einer strengen frühkindlichen Erziehung¹, über die Mill auch in seiner Autobiografie Zeugnis ablegt. Unterrichtet wurde er in klassisch-humanistischen Inhalten wie der altgriechischen und lateinischen Sprache, aber auch die Lehre des Vaters wurde ihm seit der frühen Kindheit mitgegeben. So wurde er von seinem Vater bereits mit drei Jahren in Altgriechisch unterrichtet, das Lateinische begann er „erst in [s]einem achten Lebensjahr“ (WOLF 2011: 6). Nach Aesops Fabeln wurde er mit Herodot, den Denkwürdigkeiten des Sokrates, einigen Biografien antiker Philosophen, sowie in seinem siebten Lebensjahr mit

¹ vgl. WOLF (2011: 6) „Mein Vater [...] verlangte das äußerste, was ich zu leisten vermochte [...]“

den ersten sechs Dialogen des Platon vertraut gemacht. Nach seiner Unterrichtung in Arithmetik und Algebra entwickelte er etwas später sowohl ein reges Interesse für Chemie und Physik als auch für poetische Werke (Wolf 2011: 15). Hier weckten sein Interesse insbesondere die Werke von Johanna Baillie sowie die Gedichte Campbells, darunter *Lochiel*, *Hohenlinden*, *Exile of Erin* und *Gertrude of Wyoming* (WOLF 2011: 15). Er versuchte sich auch an eigenen Versen und verfasste in seiner Jugendzeit Tragödien, die er selbst jedoch nie als ausgereift betrachtete.

Bemerkenswert ist, dass James Mill seinem Sohn zwar seinen eigenen Bildungskanon aufzwang und ihm seine eigenen Präferenzen klar deutlich machte², ihn jedoch stets zu eigenmächtigem Denken anleitete. In dieses Stadium trat Mill nach eigenen Angaben im Alter von zwölf Jahren ein, bevor seine „Lektionen“ unter der Führung seines Vaters im vierzehnten Lebensjahr beendet waren.³

Seine strenge frühkindliche Förderung ging mit sehr spätem Kontakt zu Gleichaltrigen einher. Auch hierüber berichtet Mill in seiner Autobiografie auf Seite 30 (WOLF 2011: 30) und merkt an, dass er durch das Beschneiden des Umgangs mit gleichaltrigen Jugendlichen zwar vor verderblichen Einflüssen geschützt wurde, doch als Nebeneffekt auch ein Defizit in praktischen Alltagsdingen entwickelte.

Dass er in den späten 1820er Jahren an den Idealen seines Vaters zweifelte und, womöglich gerade aufgrund der ihm aufgebürdeten strikt durchdachten Erziehung⁴, in eine Krise fiel, änderte nichts an dem Umstand, dass er die Grundsätze seines Vaters letztendlich aufrechterhielt, verteidigte und abänderte, um sie sowohl besser verständlich zu machen als auch sinnvoller zu gestalten und zu perfektionieren⁵. Hierzu wurde er bereits in seiner Studienzeit

² vgl. auch WOLF (2011: 25) „da mir seine Anschauungen doch die volle Höhe ihres Standpunktes einzunehmen schienen“

³ vgl. WOLF (2011: 16f.) „Um das zwölfe Jahr trat ich in ein höheres Stadium meiner Bildungslaufbahn ein.“ und Wolf 2011: 25 „Mit dieser Periode schließen die eigentlichen Lektionen, wie ich sie nennen möchte, ab.“

⁴ vgl. WOLF (2011: 110) „Meine Erziehung war ganz sein Werk und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, dass sie zu diesem Resultat [einer Krise] führen konnte, geleitet worden.“

⁵ So hat Mill beispielsweise den Vorwurf entkräftigt, der Utilitarismus lasse moralische Übel wie „Mord und Diebstahl“ zu, wenn der Lustgewinn nur groß genug sei. Vgl. dazu MILL (2006: 71) „Viele reden so, als beginne dieses Sammeln von Erfahrungen erst jetzt [...]“

geschult, als er die „Regierungstheorie“ Bentham's und seines Vaters gegen andere Lehrmeinungen verteidigen musste. In den Problemen, die sich ihm hierdurch an dieser Theorie auftaten, sah er „vorerst keine Mängel in der Theorie, sondern nur ein Motiv zur Korrektur derselben in der Anwendung auf die Praxis.“ (WOLF 2011: 128).

Aus der Krise entstand in ihm laut Capaldi, beflügelt durch Zeitgenossen wie Samuel Taylor Coleridge und Thomas Carlyle, eine romantische Gesinnung einerseits, sowie eine eher konservative Einstellung andererseits. Das Entstehen einer romantischen Gesinnung lässt sich in seiner Autobiografie deutlich ablesen, wenn er beschreibt, dass er neben Byron auch die Lyrik Wordsworths las, die ihn nachhaltig prägte. So fand er sich gerade in der Naturmotivik der Romantik verstanden, die beispielsweise in der Ode *Intimations of immortality from recollections of early childhood* (Anhang 1) dem Kleinod einer perfekten Kinderwelt vordergründig nachtrauert, sie in romantischen Synthesen von Natursymbolik und sich klärender Schwermut aber wiederauferstehen lässt. So kennzeichnet dieses Gedicht den Umbruch des lyrischen Ich von der jugendlichen zur adoleszenten Phase⁶, weshalb sich Mill wohl auch in seiner späten Jugendzeit in diesem Gedicht wiederfand, wenngleich er die Gedichte Wordsworths weniger an ihrer objektiven literarischen Fertigkeit, als an ihrem persönlichen Wert und Beitrag zu seiner intellektuellen Entwicklung maß (vgl. WOLF 2011: 122). Die Tendenz zur konservativen Haltung lässt sich weniger leicht erklären, vertrat Mill doch lange Zeit eine liberale Position und bezeichnete den Konservatismus als „the stupid Party“⁷. Doch möglicherweise spiegelt sich eine Tendenz zur konservativen Haltung auch bereits in diesem Gedicht wider. Hierfür möchte ich auf ein Beispiel aus dem Buch *Nummer 11* von Jonathan Coe verweisen: Coe beschreibt in diesem Buch wie einer seiner Nebencharaktere, Roger, fast schon wahnhaft auf der Suche nach der alten Videoaufzeichnung eines Kurzfilms mit dem Namen ‚Der Kristallgarten‘ ist. Die Vernarrtheit geht so weit, dass er ein Haus kauft, welches ihn in seiner Erscheinung an eben jenen Film erinnert. Den Grund für diese Vernarrtheit diagnostiziert seine

⁶ Vgl. FISCHER, Dietrich H., Seite: william-wordsworth.de, Link: <http://www.william-wordsworth.de/translations/ode.html> „And lovely is the rose“

⁷ Vgl. „CDU: Gerne Macht haben, Der Tagesspiegel, 10. Februar 2001, Link: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/cdu-gerne-macht-haben/201830.html>

Lebensgefährtin als „Sehnsucht nach der Kindheit“, in der die Welt nicht von einer Überfülle beherrscht war, sondern die Entscheidungsmöglichkeiten überschaubar und handhabbar waren, was sie treffend anhand der begrenzten Wahl des Fernsehprogramms deutet, welches diesen Kurzfilm zeigte (CoE 2017: 160, 181). Hier wird eine ähnliche Motivik wie in Wordsworths *Intimations of immortality from recollections of early childhood* verwendet, und der Wunsch nach der Konservierung der Kindheit kennzeichnet möglicherweise gleichzeitig den Wunsch, dass alles beim Alten bleibt und in den gewohnten Bahnen läuft, sich nichts zu stark verändert und die Gegenwart „handhabbar“ bleibt. Diese Einstellung ist im Kern regressiv und im wörtlichen Sinne konservativ. Über eine persönliche, leicht konservative Haltung könnte also spekuliert werden. Für Mill selbst lag die Schönheit dieser Lyrik aber gerade in den Naturbetrachtungen und dem sinnstiftenden Moment der Schönheit der Natur (WOLF 2011: 120f.) –nach außen trug er eine konservative politische Einstellung jedenfalls nicht. Dennoch erfuhr er eine einschneidende Veränderung durch die Freundschaft und Beziehung zu seiner späteren Ehefrau Harriet Taylor. Wie er selbst schreibt, erzeugte sie in ihm den Sinneswandel ausgehend vom Liberalismus, hin zu einem „qualifizierten Sozialismus“ (WOLF 2011: 155) sowie zu einer modifizierten Form der Demokratie, dargelegt in seinem Werk *Considerations on Representative Government* (vgl. WOLF 2011: 155). Ebenfalls ihr verschuldet ist laut WOLF (2011: 154f.) die hohe Pragmatik seiner Texte, die nicht auf der rein theoretisch-abstrakten Ebene verharren, sondern den Inhalt durch praktische Anwendungen greifbarer machen. So beispielsweise auch in seiner Freiheitsschrift, die 1859 veröffentlicht wurde, ein Jahr nach dem Tod Harriet Taylors und fünf Jahre nach der Geburt Oscar Wildes im Jahr 1854. In den darauffolgenden Jahren verfasste Mill noch seine Version des *Utilitarianism* (1863), einen Beitrag zur *Hörigkeit der Frau* (1869), sowie seine *Autobiografie* im Jahr 1873.

2.2. Oscar Wilde

Oscar Wilde wurde am 16. Oktober 1854 als zweitältester Sohn des Arztes Sir William Robert Wills Wilde und seiner Frau, Jane Francesca Wilde, in Dublin geboren. Sir William war einer der angesehensten Augen- und Ohrenärzte seiner Zeit, er war Leibarzt der Königin Victoria und erhielt zahlreiche Ehrungen für seine beruflichen Verdienste (vgl. FUNKE 1969: 10). Neben dem Arztberuf, den er früh erlernte, hatte er „vielseitige Interessen“ (FUNKE 1969: 10), die er auch literarisch festhielt. Insbesondere über die Frühgeschichte Irlands schrieb er ein renommierteres Buch, ebenso wie über seine beiden frühen Reisen in den Mittelmeerraum sowie nach London und Wien (FUNKE 1969: 10). Es mutet fast ironisch an, dass Oscar Wilde ein ähnliches Schicksal zuteilwerden sollte, wie es zuvor schon seinen Vater ereilte. Auch der Vater verlor seine Reputation im Zuge einer Verleumdung, diesmal durch die Tochter eines Professors am Trinity Collage, die ihm Nötigung vorwarf (Funke 1969: 10). Obwohl seine Reputation vor Gericht wiederhergestellt wurde und die Klägerin, Mary Josephine Travers, „entlarvt“ (FUNKE 1969: 10) wurde, bedeutete der Prozess den Ruin des Arztes, auch finanziell. FUNKE (1969: 10) beschreibt Sir William nach diesem Prozess als „gebrochenen Menschen“, der „von der Gesellschaft, um die er sich verdient gemacht hatte, gemieden“ (FUNKE 1969: 10) wurde. Auch seinem Sohn sollte es später so ergehen, nach der, teils wohl unüberlegt auch selbst verschuldeten, Niederlage im Prozess gegen die Familie von Alfred Douglas, einem langjährigen Freund Wildes (KOHL 1976: 33). Man erlebte ihn als gebrochenen Mann (FUNKE 1969: 151 f.), der mit Ausnahme der *Ballade vom Zuchthaus zu Reading* nie wieder etwas Nennenswertes publizieren sollte. Seine letzten Worte auf dem Krankenbett in Paris sollen bezeichnenderweise gelautet haben: „Ich sterbe über meine Verhältnisse“.

Auch nach Wildes Tod haftete die schlechte Reputation noch an seinen Werken. Das sieht man beispielsweise daran, dass die deutsche Kritik auch noch 19 Jahre nach seinem Tod von H. Mutschmann dazu aufgefordert wurde, die „Oberflächlichkeit“ und „Fäulnis“ (FUNKE 1969: 7) seiner Werke zu erkennen.

Dabei war es gerade auch die deutsche Kritik, die Wildes Stärke erkannte und sich mitunter für die Aufführung seiner Werke stark machte.

Ohne Übertreibung kann man sagen, dass Wilde ein polarisierender Charakter war, wobei die beiden Pole vielleicht gerade in Leben und Werk zu finden sind. Für sein Leben als Ästhet und Dandy verspottet, für seine Sexualität ins Zuchthaus geworfen und gemieden, sprechen die Verkaufszahlen seiner Werke und Stücke eine andere Sprache. In der Zeit unmittelbar nach seinem Tod, zwischen 1900 und 1934, setzte insbesondere in Deutschland eine „Wilde-Vergötterung“ (FUNKE 1969: 7) ein, während der sein Werk zweihundertfünfzig Auflagen erreichte (FUNKE 1969: 7). Diese Auflagenstärke erreichte nach FUNKE (1969: 7) sonst kein anderer britischer Künstler in Deutschland, nicht einmal Charles Dickens. Auch seine Theaterstücke erfreuten sich großer Beliebtheit, so wurde allein Salome im Theaterjahr 1903/04 einhundertelfmal gespielt, insgesamt wurden seine Stücke zweihundertachtundvierzigmal aufgeführt (FUNKE 1969: 7). Zu dieser „Wilde-Vergötterung“ mag zum einen das reizvolle Entdecken einer verschrienen, verbotenen Frucht geführt haben, wie es in Ansätzen in der Salome Kritik deutscher Kritiker (Anhang 2) anklingt. Zum anderen mag es für das deutsche Publikum um einiges leichter gewesen sein, den oft kritischen bis spöttischen Ton, den Wilde in Bezug auf die britische Gesellschaft anschlägt, zu verzeihen und sich an ihm zu erheitern.

Wenngleich Wildes Theaterstücke oft die britische Gesellschaft und ihre Eigenheiten zum Thema hat, war er zeitlebens apolitisch. FUNKE (1969: 8) erkennt diese Einstellung an Wildes mangelndem Einsatz für die Rechte Irlands, für die er sich „nie, auch nicht in der Zeit seines Ruhms“ (FUNKE 1969: 8) einsetzte, wenngleich er seine keltische und irische Abstammung oft erwähnte und mit ihr kokettierte.⁸

Es war seine Mutter Jane Francesca Wilde, auch genannt „Speranza“ (FUNKE 1969: 12), die politisch aktiv war und sich, zumindest in der Zeit vor ihrer Ehe, vehement für die irische Unabhängigkeit einsetzte. Nach ihrer Eheschließung mit William Wilde pflegte sie nach französischem Vorbild den

⁸ Ebenso wie er mit dem Sozialismus kokettierte, indem er seine Mithilfe bei einem sozialistischen Straßenbauprojekt nutzte, um die Vorträge auf seiner Amerika Reise zu „würzen“ (FUNKE 1969: 23).

Umgang mit jungen Künstlern und Intellektuellen, die in ihrem Salon zusammentrafen (vgl. FUNKE 1969: 12).

Neben der Unterhaltung eines Salons, der für seinen „geistreichen und großzügigen Umgangston“ (FUNKE 1969: 12) bekannt war, fand Jane Francesca Wilde, wie auch ihr Gatte, einige Anerkennung als Literatin (FUNKE 1969: 13), sowie als Übersetzerin.

Oscar Wilde trat somit in die Fußstapfen seiner Eltern, als er im Jahr 1871 ein Studium der klassischen Literatur am Trinity Collage in Oxford begann.

Als besonders prägend kann in dieser Zeit laut FUNKE (1969: 19) ein Professor Wildes gesehen werden, Reverend Sir John Pentland Mahaffy, Gräzist und Wildes Professor für Alte Geschichte. Laut FUNKE (1969: 20) legte die Begegnung mit Mahaffy in Wilde bereits den Nährboden für den späteren Dandy, der er einmal werden sollte. Nach Mahaffys Vorbild, der das Ideal eines „hellenistischen Gentlemans“ verkörperte (vgl. FUNKE 1969: 19), übte Wilde sich, wenngleich er sich ansonsten eher aus sportlichen Aktivitäten heraustraktierte (FUNKE 1969: 19), in den für einen gewissen Gesellschaftsstand wesensmäßigen Sportarten des Jagens und Angelns sowie, „mit großer Leidenschaft und wenig Geschick“ (FUNKE 1969: 19) dem Tennisspiel. Auch später noch dachte Wilde mit großer Wertschätzung an seinen „ersten und besten Lehrer“ (FUNKE 1969: 20) zurück, wovon ein Brief Wildes zeugt. Nach seinem Abschluss am protestantischen Trinity Collage in Dublin setzte er seine Ausbildung mit einem Stipendium an der englischen Oxford Universität fort (FUNKE 1969: 20).

Die Entwicklung zum Dandy und zum Ästheten wurde an der Oxford Universität noch weiter angetrieben. Während durch Mahaffy der Grundstein zu und die Freude an einem kultivierten Leben gelegt wurde (FUNKE 1969: 20), weckten in Oxford besonders zwei Professoren Wildes Liebe zum „Schönen“ (FUNKE 1969: 22) und zum „Ästhetizismus“ (FUNKE 1969: 22). Zum einen der Professor John Ruskin, der schon vor seinem Ruf an den Lehrstuhl für Schöne Künste zu den bedeutendsten Kunstkritikern Englands zählte (FUNKE 1969: 22). Zum anderen Walter Pater, der ungleich mehr Einfluss auf Wildes Denken ausüben sollte. Die Diskrepanz Wildes zu John Ruskin zeigt sich schon in Ruskins Lehre, dass die Künste den Zweck hätten, erbaulich zu sein und nur

aus einer Haltung des „Guten und Reinen“ (FUNKE 1969: 22) heraus geschaffen werden könnten. Nach Ruskins Lehre wohnt den Künsten eine eigene Sprache inne, die erbauend sein soll, also auch einen gewissen moralischen Wert zum Ausdruck bringen muss (vgl. FUNKE 1969: 22)

Dass Wilde sich von einer solchen Haltung abgrenzt, wird auch in dem Dialog zu Beginn seines Romans *Das Bildnis des Dorian Gray* deutlich. Hier hat Lord Henry eine Auseinandersetzung mit Basil Hallward. In dessen Verlauf bringt Basil die eigentümliche Inspiration zum Ausdruck, die Dorian Gray in ihm hervorruft. So enthüllt Dorian für ihn die „Linienführung einer neuen Schule“, in der „alle Leidenschaft des romantischen Geistes“ und die „Vollkommenheit des griechischen Geistes enthalten ist“ (WILDE 1960: 19). Im weiteren Verlauf versucht Basil, Lord Henry von Dorian fernzuhalten, aus Angst, dieser möge ihn (moralisch) verderben. Bereits in diesem ersten Kapitel kann man die Verarbeitung der unterschiedlichen Anschauungen der Kunst sehen, wie sie von Ruskin und Pater in entgegengesetzter Weise gelehrt wurden: Nach Ruskin, hier die Position Basils, ist die Kunst als etwas erbauliches zu sehen und stark mit der Moral verknüpft, also mit einem „schlichte[n] und schöne[n] Innere[n]“ (WILDE 1960: 23), wie Basil es ausdrückt. Nach Pater ist die Kunst als etwas Amoralisches oder doch zumindest außerhalb der Moral Stehendes zu sehen, dass die Freude am Bösen und am Genuss propagiert, wie es zuvor schon in den realistischen Gedichten Baudelaires⁹ umgesetzt wurde, und auch Lord Henry entkräftet Basils Position abschließend im Kapitel als „Unsinn“ (WILDE 1960: 24).

Was Walter Pater lehrt, ist ein Aufgehen des Menschen in den Leidenschaften des Lebens, und auch die Kunst soll ein Hilfsmittel sein, die Leidenschaften des Lebens vor dem notwendigen Tod in vollem Maße auszukosten (vgl. FUNKE 1969: 26). Die Kunst wird zur Leidenschaft selbst erhoben, die als die oberste Maxime des menschlichen Strebens behandelt wird. Somit wird die Kunst selbst zur obersten Maxime erhoben, sprich, Pater propagiert die „Kunstvergötterung im Sinne von l'art pour l'art“ (FUNKE 1969: 26), der sich Wilde später vollkommen verschreiben sollte. Als besonders prägend

⁹ Siehe hierfür auch FLAHERTY (2020), der den Einfluss Baudelaires auf Oscar Wilde untersucht.

beschreibt Wilde auch Paters *Studien zur Renaissance*, die auf sein Leben „einen eigenartigen Einfluss“ (FUNKE 1969: 27) ausübten.

Überdies ist an diesen beiden Professoren Wildes interessant, dass zum einen Walter Pater, als der einflussreichste Professor für Wilde, ein großer Kenner der Schriften John Stuart Mills war (HEXT 2013) – zum anderen setzte sich John Ruskin schon früh für sozialistische Bestrebungen ein und wandelte sich zum Sozialreformer (FUNKE 1969: 22). Wilde, der sich erst im Jahr 1891 zum Sozialismus äußerte, sollte seine Ausbildung bereits abgeschlossen haben, als John Stuart Mill 1879 seine Schrift *Über den Sozialismus* publizierte.

3. John Stuart Mill und Oscar Wilde: Zwei antisozialistische Denker?

Für sich genommen verbindet man keinen der beiden hier behandelten Denker prima facie mit dem Sozialismus oder politischen Bestrebungen in diese Richtung. Oscar Wilde hat, bis auf eben diese eine Schrift, zeitlebens keine nennenswerten Beiträge zur Politik geleistet, sondern beschäftigte sich vornehmlich mit der Kunst und der Literatur, mit allem Luxuriösen und Materiellen, von Edelsteinen bis zu Düften und extravaganter Kleidung. Man könnte sagen, er verschrieb sich dem bereits von Walter Pater gepriesenen Grundsatz des l’art pour l’art, wenngleich er seinen überschwänglichen und verschwenderischen Lebensstil, den er später besonders dem Einfluss Alfred Douglas zuschrieb, in seiner letzten Schrift aus der Zuchtanstalt nicht mehr nachvollziehen konnte und sich ihn selbst als Schwäche auslegte (WILDE 2013: 664f.). Dennoch kokettierte, zu einer Zeit als der Sozialismus bereits weitgehenden Anklang in England gefunden hatte, Wilde mit dessen Grundsätzen und stellte sich in einem kurzen Essay Fragen nach Umsetzbarkeit und Nutzen des Sozialismus. Ebenso ordnet man auch John Stuart Mill nicht direkt zu den Sozialisten, sondern nimmt ihn zunächst als „prototypischen Vertreter eines in erster Linie individuelle Freiheit, Freihandel und Marktmechanismen propagierenden Liberalismus“ (MILL 2016: 124) wahr.

3.1. Der Sozialismus-Diskurs im England des 19. Jahrhunderts

Mit der von Wilhelm III. von Oranien und Maria II. deklarierten Bill of Rights wurde am 16. Dezember 1689 ein neues Verhältnis zwischen der Bevölkerung und dem Staatsoberhaupt festgelegt (BEER 1913: 3). Das neue Grundgesetz legte den Grundstein für den Parlamentarismus und verankerte mehr Rechte und Mitsprache des Parlaments und somit indirekt auch der Bevölkerung, in politischen Entscheidungen (BEER 1913: 3). Mehr noch, die vormalige Souveränität des Monarchen wurde nun an das Parlament überschrieben. Dies bildet im Sinne einer Öffnung für die Partizipation einer größeren Anzahl an Menschen eine wichtige Grundlage für die Konstitution des Sozialismus (BEER 1913: 3 f.). Die Souveränität des Parlaments ist jedoch nicht gleichzusetzen mit der Souveränität des Volkes – am politischen Geschehen partizipieren können die Bürger nur indirekt, sofern sie das Wahlrecht besitzen (BEER 1913: 3).

Ausgehend von der Souveränität des Monarchen über die Souveränität des Parlaments, brauchte es einige Zeit, bis insbesondere die Arbeiterklasse nach mehr Souveränität verlangte. Die Ursprünge einer sozial geprägten Gesellschaft können jedoch bereits in Platons Republik sowie einigen monastischen, christlichen Religionen gefunden werden (vgl. DAGGER 2021). Hier wurden nicht nur materieller Besitz, sondern zum Teil auch die Verantwortung für Nachkommen aufgeteilt (vgl. DAGGER 2021). Im 16. Jahrhundert fanden diese Gedanken dann Eingang in den utopischen Dialog *Utopia* von Thomas Morus (vgl. DAGGER 2021). In diesem Dialog wird ein gemeinschaftliches Zusammenleben beschrieben, bei welchem Besitzdenken und die daraus entstehenden negativen Eigenschaften des Menschen wie Neid und Missgunst abgeschafft wurden (vgl. DAGGER 2021). Das Zusammenleben fokussierte sich stark auf die landwirtschaftliche Arbeit und machte sich die jüdische Praktik des Jubeljahres zu eigen, wobei die Spanne der Eigentumsumverteilung von 50 auf 10 Jahre verkürzt wurde (vgl. DAGGER 2021). Diese frühen Ursprünge erfuhren Anklang und wurden zum Teil auch praktisch erprobt, und auch die Ideen vieler früher „Sozialisten“, die in etwa ab 1830 diesen

Begriff für sich annahmen, können noch unter den Utopien subsumiert werden (vgl. DAGGER 2021).

Ein wichtiger Vertreter dieser frühen Sozialisten, die gesellschaftliche Utopien entwarfen, ist Claude-Henri de Saint-Simon. Sein Ansatz war ebenfalls eine Verallgemeinerung der Güter, die jedoch nicht von allen, sondern von den fähigsten Arbeitern und Wissenschaftlern zum Allgemeinwohl verwaltet werden sollten (vgl. DAGGER 2021). Nach Saint-Simons Geschichtsverständnis ist jede Epoche mit unterschiedlichen Merkmalen und Eigenschaften ausgestattet, die sich im Laufe der Zeit verändern (vgl. DAGGER 2021). So attestiert er dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine Fixierung auf Wissenschaft und Vernunft sowie die praktische Arbeitsteilung, bedingt durch die Industrialisierung (DAGGER 2021).

Ein weiterer, laut Beer (1913: 177) der wichtigste Vertreter früher Sozialisten war Robert Owen. Owen war selbst Industrieller und widmete sich zeitlebens der Verbesserung der Bedingungen für Arbeiter, sowohl in seiner eigenen Fabrik in New-Lanark, die er in Teilhaberschaft mit Jeremy Bentham führte, als auch in der theoretischen Diskussion mit Regierungsführern (vgl. Beer 1913: 180f.). Er ging von einem behavioristischen Ansatz aus, nach welchem der menschliche Charakter gänzlich von äußeren Einflüssen wie der Erziehung, Bildung und persönlichen Erfahrungen geformt wird (vgl. Dagger 2021 und Beer 181). Gerade in der frühen Erziehung und geistigen Bildung sieht er ein wichtiges Mittel, um die Menschen dahingehend zu erziehen, dass sie zu tugendhaften Menschen werden, die das Allgemeinwohl bei all ihren Entscheidungen mitbedenken (vgl. BEER 181). In seiner Fabrik widmete er sich dementsprechend der Erziehung von Kindern ab einem Alter von 10 Jahren, jüngere Kinder wurden aufgrund des Kinderwohls nicht aufgenommen (vgl. BEER 1913: 179 und DAGGER 2021). Er setzte sich ebenso theoretisch und politisch für umfassende Sozialreformen in puncto Kinderschutz, Schulwesen, Arbeitslosenfürsorge und Genossenschaftswesen ein (vgl. BEER 178). Dabei war Owen ein Mann der Praxis und verlagerte die idealistischen Utopien Platos und Moores von der Göttlichkeit in die Natur des Menschen (vgl. BEER 179f.).

Ebenfalls die praktische Umsetzung im Kopf hatte der frühe Sozialist Charles Fourier. Auch er attestierte der liberalen Marktwirtschaft, ähnlich wie

Owen, negative Begleiterscheinungen wie Selbstsucht und die Belohnung betrügerischer Verhaltensweisen (vgl. DAGGER 2021). Ebenso sah er bereits im 19. Jahrhundert mit Weitsicht, dass die tradierten Rollenbilder von Familie sowie Männlichkeit und Weiblichkeit die Individuen in ihrer Freiheit beschneiden und dem Bedürfnis nach vielfältiger, abwechslungsreicher Lebensgestaltung zuwiderlaufen (vgl. DAGGER 2021). Zudem erkannte er, dass dem Menschen ein Bedürfnis nach Harmonie immanent ist, dessen Befriedigung durch die liberalen Maximen von Wettstreit und Konkurrenz verhindert wird (vgl. DAGGER 2021). Sein praktischer Ansatz war der des Fourierschen Dorfes, bei dem sich Gruppen von circa 1600 Bürgern zu einer Phalanstère genannten Kommune zusammenschließen sollten (vgl. DAGGER 2021). Der Leitgedanke war, dass Menschen mit größerer Zufriedenheit einer Tätigkeit nachgehen, die ihren Qualifikationen und Anlagen entspricht. Dafür sollte sich jeder der favorisierten Arbeit zuteilen können, wobei diese Zuteilung nach einiger Zeit rotierte, um die Arbeit abwechslungsreich zu gestalten (vgl. DAGGER 2021). Fourier dachte Konkurrenz nicht als etwas prinzipiell Schlechtes – er erkannte den vitalisierenden Nutzen von Ungleichheiten für Gesellschaft und Markt (MILL 2016: 106). Vermögensunterschiede sind in seinem Modell folglich möglich, sollen aber stark limitiert werden (DAGGER 2021).

Karl Marx schließlich gelang, was den frühen Utopisten nicht gelang: Die theoretischen Überlegungen zum Sozialismus nachhaltig für die Praxis fruchtbar zu machen. Nach der Pionierarbeit der Utopisten proklamierten Karl Marx und Friedrich Engels eine wissenschaftlich fundierte Theorie des Sozialismus für sich (vgl. DAGGER 2021). Im Jahr 1848, als Mill die *Principles of Political Economy* veröffentlichte, veröffentlichten Marx und Engels zur selben Zeit ihr kommunistisches Manifest. Damit war der Grundstein für ihre Theorie des Sozialismus als Kampf der Klassen gelegt. Marx theoretische Ausführung des Sozialismus stützt sich hierbei stark auf das Geschichtsdenken Hegels, nach welchem der Geist einer Gesellschaft gerade durch Konflikte zu mehr Selbstkenntnis und Fortschritt gelangt (vgl. DAGGER 2021). Für Marx lag der Konflikt der Gesellschaft aber gerade in dem Kampf der arbeitenden Klasse, des Proletariats, das unter den ungleichen Verhältnissen des Kapitalismus zu leiden hat, und der wohlhabenden Klasse, der Bourgeoisie (DAGGER 2021).

Schlussendlich würde das Proletariat siegen und den Sozialismus einführen (CHAMBRE 2021). Marx war dabei nicht nur durch den deutschen Idealismus, sondern auch durch die französischen Sozialisten und britische Ökonomen wie Mill beeinflusst (vgl. CHAMBRE 2021). Obwohl Mill sich in seiner Sozialismusschrift gegen revolutionäre Bestrebungen wendet, wie Marx sie vertreten würde, zeichnete auch Marx sich durch dasselbe Bestreben nach praktischer Umsetzung aus, das auch Mill eigen war. Nach Marx lag die Aufgabe der Philosophie gerade nicht nur darin, die Welt zu überdenken und zu interpretieren; die Aufgabe war es vielmehr, die Welt und das Bewusstsein des Menschen tatsächlich zu transformieren (CHAMBRE 2021). Dieses Bestreben wurde schließlich mit dem russischen und sowjetischen Marxismus umgesetzt. Dabei war dem späteren Marx bewusst, dass eine fortschrittlichere Gesellschaft, wie gerade auch England, imstande sein könnte, die politischen Umwälzungen friedlich, das heißt ohne gewaltsamen Klassenkampf, zu erlangen (DAGGER 2021).

Der politische Einfluss Marx' war, auch im deutschsprachigen Raum, bedeutend. Neben dem Einfluss auf die Arbeiterparteien wie der SPD in Deutschland oder der SPÖ in Österreich, gab es auch Strömungen wie den christlichen Sozialismus oder den Syndikalismus. Während viele Sozialisten überzeugte Atheisten waren, gab es eine Strömung, die in sozialistischen Gesellschaftsformen ursprünglich christliche Motive sah (vgl. WEBB 1889: 28 und DAGGER 2021). Die „Christian Socialist Society“ stellte beispielsweise in ihrem Sprachorgan, der Monatszeitschrift „Christian Socialist“ die Notwendigkeit der christlichen Werte wie Nächstenliebe heraus und plädiert für eine Unterstellung des Individuums unter das Allgemeinwohl (vgl. WEBB 1889: 28). Die Gesellschaft hat mehrere Untergruppierungen wie die „Clifton and Bristol Christian Society“ oder die „Sheffield Socialists“, die von Ideen John Ruskins, Henry David Thoreaus und Leo Tolstois geprägt wurden (vgl. WEBB 1889: 29). Sie alle gehen davon aus, dass eine kapitalistische Gesellschaftsform nicht mit den Werten des Christentums vereinbar ist (vgl. DAGGER 2021). Auch Claude-Henri de Saint-Simon rief im Jahr 1825 zu einer „new christianity“ aus und regte ein Konglomerat aus christlichen Werten und moderner Wissenschaft an (vgl. DAGGER 2021).

Daraus formierten seine Anhänger eine sektenähnliche Gruppierung, die sich auch „Religion of the Engineers“ nannte (vgl. DAGGER 2021).

Eine weitere Variante des Sozialismus nach Marx war der Fabianismus. Dessen Anhänger gingen davon aus, dass der Sozialismus nicht durch gewaltsame Revolution, sondern durch einen graduellen Prozess geschehen soll (vgl. DAGGER 2021). Dafür sahen die Fabianer gerade Bildung und Erziehung als das Mittel der Wahl an und versuchten, nicht in Genossenschaften oder durch neugegründete Parteien Einfluss zu gewinnen, sondern mittels bestehender Parteien Umwälzungen zu erzielen (vgl. DAGGER 2021).

Genossenschaften wiederum sahen die Syndikalisten als die beste Möglichkeit an, zu einem dezentral verwalteten Sozialismus zu gelangen (vgl. DAGGER 2021). Der Syndikalismus in Großbritannien entstand im ausgehenden 19. Jahrhundert aus der französischen Trade-Union Bewegung und entwickelte sich in Spanien und Italien vor den Nationalsozialistischen Regimes zu einer bedeutenden Macht (vgl. DAGGER 2021). Der Kerngedanke des Syndikalismus war, dass Veränderungen nicht vom Staat ausgehen würden, der vom Kapitalismus profitiert und auch nicht von den Parteien, denen zu wenig Macht zugeschrieben wurde (vgl. DAGGER 2021). Veränderungen würden sich von der Gemeinschaft der Arbeitenden erhofft, die sich in Gruppierungen, Syndikaten, zusammenschließen und durch einen Generalstreik die Veränderung des Systems herbeiführen sollten (vgl. DAGGER 2021).

Die erste sozialistische Partei in England entstand wiederum im März 1881 und wurde von Henry Hyndman, Herbert Burrows und Helen Taylor gegründet, der Tochter John Stuart Mills. Aus dieser Partei entstand im Jahr 1883 die *Social Democratic Federation*, die den Sozialismus Massenwirksam verbreitete (WEBB 1889: 19).

Was sich im 19. Jahrhundert also ereignete war ein Aufbruch mutiger Pioniere, die nach einer besseren Gesellschaftsform strebten und im Sozialismus das rechte Mittel dazu sahen, hin zur theoretischen Untermauerung der Gedanken durch Karl Marx und Friedrich Engels. Im späten 19. Jahrhundert wendete sich der Diskurs zunehmend der Frage zu, wie man den Sozialismus tatsächlich politisch umsetzen könnte und welcher Instrumente es hierzu bedarf.

Von der Idee einer Revolution, wie Marx sie noch als erforderlich ansah, wandten sich viele sozialistische Denker nach Marx rasch wieder ab und suchten andere Wege, um die britische Gesellschaft zu transformieren.

3.2. Entstehung und Hintergründe der Schrift *Über Sozialismus* von John Stuart Mill

John Stuart Mill wurde von seinem Vater im Sinne des Utilitarismus erzogen. Laut Hubertus Buchstein und Sandra Seubert könnte in dieser Erziehung schon ein Anhaltspunkt für das spätere Interesse am Sozialismus gesehen werden, denn auch der Utilitarismus hatte „sozialreformerischen Charakter“ (MILL 2016: 125). Zudem war auch Mill, wie sein Vater, Mitglied der *Philosophical Radicals*, deren Hauptbestreben es war, den Adel von seinen Privilegien zu befreien (MILL 2016: 126). Auch hier liegen sozialistische Überlegungen nicht allzu fern. Nachdem Mill an dem politischen Bemühen, die verschiedenen Protestparteien Englands gegen Ende der 1830er Jahre zu vereinen, scheiterte, zog er sich aus der tagesaktuellen Politik zunehmend zurück und verfasste großflächig angelegte Schriften, wie sein Werk *A System of Logic*, das heute als wissenschaftstheoretisches Grundlagenwerk gilt (vgl. MILL 2016: 126) oder seinen *Principles of Political Economy*, das den Zustand der britischen Ökonomie beschreibt (vgl. MILL 2016: 126).

Den wohl größten Einfluss auf Mills philosophisches Schaffen und seine Hinwendung zum Sozialismus, wie auch zu Fragen der Rechte der Frau, hatte wohl seine Begegnung mit Harriet Taylor im Jahr 1830. Harriet Taylor beeinflusste Mill nicht nur in Richtung Fragen der Frauenemanzipation, sondern entfachte auch sein „Interesse [...] für die Situation der Arbeiterschaft sowie für die organisierte Arbeiterbewegung und für sozialistische Genossenschaftsexperimente“ (MILL 2016: 127).

Über Harriet schreibt er in seiner Autobiographie, dass der „geistige[...] Verkehr mit einem solchen Wesen nur den wohltätigsten Einfluss auf meine [Mills] Entwicklung haben konnte“ (WOLF 2011: 153). Den Einfluss Taylors auf Mill

beschreibt er selbst als „fast endlos“ (WOLF 2011: 153), wobei ihr größter Einfluss ihm zufolge darin bestand, dass sie seine Arbeiten aus der Theorie in die Sphäre praktischer Anwendung übertrug, und ihn sowohl von einer modifizierten Form der Demokratie als auch von einem „qualitativen Sozialismus“ überzeugte (WOLF 2011: 155). Dabei hatte Taylor nicht nur Einfluss auf Mills philosophische Gedanken, sondern gestaltete seine Veröffentlichungen zum Teil aktiv mit. Vor ihrem Tod im Jahr 1858 schrieben sie noch gemeinsam an Mills Schrift *Über die Freiheit* (MILL 2016: 128). Mill stürzte sich nach dem Tod seiner Frau in die Arbeit und veröffentlichte in rascher Folge *Über die Freiheit* sowie die *Gedanken zur Parlamentsreform* (vgl. MILL 2016: 128). Ebenso erschien erst nach ihrem Tod sein maßgebendes Werk *Über den Utilitarismus*, sowie seine *Betrachtungen über die Representativregierung*, in denen er seine Ansichten einer modifizierten Demokratie darlegt (MILL 2016: 128). Neben Harriet Taylor war auch das Werk Alexis de Tocquevilles maßgebend für die Wandlung von einem „prototypischen Vertreter eines [...] individuelle Freiheit, Freihandel und Marktmechanismen propagierenden Liberalismus“ (MILL 2016: 124), hin zum Verfechter eines modifizierten, qualifizierten Sozialismus. Der Begriff „Sozialismus“ wird hierbei nach CAPALDI (1983: 8) nicht in dem Verständnis gebraucht, wie es heute üblich ist, sondern bezog sich auf den Syndikalismus. Zum qualifizierten Sozialismus wird dieser Syndikalismus durch die Unterstellung aller unter das Allgemeinwohl – eine Fähigkeit, die Bentham den Menschen noch absprach (CAPALDI 1983: 8). Buchstein (MILL 2016: 133) sieht die Wandlung hin zum Sozialisten allerdings als kongruente Entwicklung, die bereits in Mills früher Jugend ihren Anfang nahm: Nach der Bekanntschaft mit dem Frühsozialisten Saint-Simon im Alter von vierzehn Jahren, zeigte er sich angetan von Robert Owen, einem Sozialökonom und laut BEER (1913: 177) dem „größten“ bzw. einflussreichsten britischen Sozialisten. Auch innerhalb seiner Schriften ist Mills Gedankengut stringent: So sieht Hubertus Buchstein in dem Nachwort zu Mills Kapitel über den Sozialismus diesen als eine Fortführung der *Principles of Political Economy*, die er in mehreren Neuauflagen aktualisiert hatte (MILL 2016: 134). Dabei war die erste Auflage noch von einer klar ablehnenden Haltung durchdrungen, während in der nächsten Auflage einige ablehnende Passagen abgeändert wurden (vgl. MILL 2016: 134). So wandelte sich seine Einstellung zum Sozialismus von einer

ablehnenden Haltung, bei der er die Demokratie und das Privateigentum wie auch das Erbrecht verteidigte, hin zu einer „fortschrittlichere[n] Gesinnung“ (WOLF 2011: 190). Diese bestand in dem Glauben, wie er selbst schreibt, dass es möglich sei, die Ungerechtigkeit des Erbrechtes abzuschaffen und führte dazu, dass er sich letztlich in die Reihen der Sozialisten einordnete (WOLF 2011: 188) und ihre Arbeitervereine und Gewerkschaften unterstützte (MILL 2016: 135). Diese Errungenschaft schreibt er dezidiert auch Harriet Taylor und ihrer Befürwortung des Sozialismus zu (vgl. MILL 2016: 134).

Nach Harriets Tod war ihre Tochter, Helen Taylor, eine wichtige Vertrauensperson Mills. So schrieb sie an *Subjection of Woman* mit, in der sich beide für das Wahlrecht der Frauen stark machten. Nachdem er sich aus dem öffentlichen, politischen Leben zurückgezogen hatte, begann er ein groß angelegtes Buchprojekt über den Sozialismus und den Kommunismus, das er als sein Vermächtnis verstanden wissen wollte (MILL 2016: 130). Im Herbst 1869 begann er mit der Arbeit, einige Briefwechsel zeugen von seiner Überzeugung hinsichtlich dieses Projekts (MILL 2016: 130). Letztendlich hielt ihn sein zunehmendes Alter davon ab, sein Vorhaben zu verwirklichen oder zu beenden (MILL 2016: 130). Erst vier Jahre nach Mills Tod, im Jahre 1877, veröffentlichte Helen Taylor posthum seine unvollendeten Kapitel über den Sozialismus. Dass nach der Herausgabe der Kapitel durch Helen Taylor das Originalmanuskript unauffindbar blieb, verleitete die Forschung laut Buchstein (MILL 2016: 131f.) zu der Annahme, dass Helen Taylor in unbekanntem Ausmaß Änderungen an dem Manuskript vorgenommen und es somit in seiner Aussage verfälscht habe. Der Herausgeber einer neueren Ausgabe der Kapitel über den Sozialismus entkräftete diese Befürchtungen schließlich, indem er die inhaltliche Konsistenz der Aussagen in den Kapiteln mit den vorher getätigten Aussagen in seinen Schriften und Briefen verglich und zu dem Ergebnis kommt, dass es „keinen sachlichen Grund“ dafür gibt, dass Helen Taylor am Text „inhaltliche Manipulationen [...] vorgenommen habe“ (MILL 2016: 132f.).

Die Rezeption der Kapitel über den Sozialismus war positiv, so genoss die Schrift laut Buchstein vor allem innerhalb der englischen Arbeiterbewegung und unter linksgerichteten Intellektuellen große Zustimmung (vgl. MILL 2016: 133). Nach ihrer Publikation in England und in den USA wurden die Kapitel schnell

auch ins Französische, Italienische und Deutsche übersetzt, ins Deutsche übertragen wurde der Text unter anderem von Sigmund Freud (MILL 2016: 133).

3.3. Entstehung und Hintergründe der Schrift *Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus* von Oscar Wilde

Bei Oscar Wilde verhielt es sich ähnlich wie bei Mill, der schon in der Jugend mit sozialistischem Gedankengut in Berührung gekommen war. Wilde kam hiermit durch seinen Professor John Ruskin in Berührung. Ruskin war nicht nur Professor für schöne Künste und der führende Kunstkritiker seiner Zeit, er vertrat auch humanistische Ansichten in der Kunst und war der Auffassung, dass wirkliche Schönheit nur aus der Güte und Reinheit des Kunstschaffenden entstehen kann – auch die Rezeption des Schönen könne nur aus einer guten und reinen Haltung heraus erfolgen (FUNKE 1969: 22). Die bildende Kunst betrachtete er als Sprache, die dem Kunstrezipienten etwas mitteilen kann, und diese Mittelung sollte, ihm zufolge, immer erbaulich sein. Ruskin argumentierte hier auch aus einer biblischen Perspektive heraus. Zurückzuführen ist das laut LEONHARD (2009: 101) auf seine fröhliche, streng evangelikale Erziehung. Beide Eltern Ruskins vermittelten ihm laut LEONHARD (2009: 97) eine „tiefe evangelikale Religiosität“, die sich auch darin niederschlug, dass sein Sprachstil von der King James Bibel beeinflusst wurde (LEONHARD 2009: 97). Als aufstrebender Sohn englischer Kaufleute erlangte Ruskin seinen Ruhm und seine Reputation als Kunstkritiker bereits im Alter von vierundzwanzig Jahren (vgl. FUNKE 1969: 22). Und zwar mit seinem Werk *Modern Painters: Their Superiority in the Art of Landscape Painting to the Ancient Masters*, einem Werk, dass die Malerei der Moderne und insbesondere den Impressionisten Joseph M.W. Turner behandelt (vgl. LEONHARD 2009: 97 und FUNKE 1969: 22). Seine religiöse Erziehung und Weltanschauung spiegeln sich auch in seinem Kunstverständnis wider. Für ihn war die Erfahrung der Schönheit mit der Erfahrung des Göttlichen gleichgesetzt, die sich in der Kunst oder insbesondere auch in der Natur wiederfand. „Schönheit beruht [...] also“, wie LEONHARD (2009: 98) es ausdrückt,

für Ruskin „nicht auf subjektiver Assoziation oder Gewöhnung des Individuums, sondern allein auf einer letztlich göttlichen Schöpfung“. Die verstandesmäßige Rezeption eines Kunstwerks, also die Interrelation zwischen Auge und Geist, macht für Ruskin auch eine „emotionale“ und „moralische Wahrnehmung“ möglich (LEONHARD 2009: 98). In der Kunst zeigt sich ihm zufolge eine (göttliche) Wahrheit, neben der „natürlichen Wirklichkeit“ (LEONHARD 2009: 98), die die Aufgabe hat, den Rezipienten zu „erbauen“ (FUNKE 1969: 22). Je mehr das Kunstwerk dieser Aufgabe gerecht wird, desto höher seien das Kunstwerk und der Künstler zu achten (FUNKE 1969: 22). Da nur ein moralisch guter und reiner Mensch diese erbaulichen Werte zum Ausdruck bringen kann, könne auch nur ein guter und reiner Künstler bedeutende Kunstwerke schaffen (vgl. FUNKE 1969: 22).

1849 veröffentlichte Ruskin sein Werk *Seven Lamps of Architecture*, in dem er sich mit dem gotischen Stil auseinandersetzte. Gerade in diesem Stil verschmelzen ihm zufolge „[d]as Schöne, das Wahre und das Gute“, und die venezianische Kunst wollte er als „aus einer Haltung reinen Glaubens und reiner Tugend entstanden“ (FUNKE 1969: 22) wissen. Für ihn ging im Umkehrschluss mit einem moralischen Verfall oder einer moralischen Dekadenz, auch die Dekadenz in der Kunst einher (vgl. LEONHARD 2009: 97 und 99). Für die Dekadenz sinnbildlich waren unter anderem „Luxus, Übermut, Unglauben und Unaufrichtigkeit“ (LEONHARD 2009: 99). All diese Elemente fanden sich laut Ruskin in der Renaissance des ausgehenden Mittelalters wieder und sollten sich später auch auf die Dekadenz des l'art pour l'art niederschlagen.

Als Wendepunkt in Ruskins Karriere kann das Jahr 1860 genannt werden, in dem er vier wirtschaftspolitische Essays verfasste (vgl. LEONHARD 2009: 102). In diesen Arbeiten befasste er sich unter anderem mit Adam Smith und David Ricardo und sprach sich dezidiert gegen den ökonomischen Utilitarismus aus (LEONHARD 2009: 103). Insbesondere nach Antritt der Lehrtätigkeit am neu gegründeten Lehrstuhl für Schöne Künste in Oxford strebte Ruskin vermehrt an, auch seine neugewonnenen Ansichten des Künstlers als Handwerker, der einen „moralischen Mehrwert“ (LEONHARD 2009: 103) hervorbringt, in seine Lehre mit einfließen zu lassen. Hierfür versuchte er, den Lehren durch „soziale Reformprojekte“ (FUNKE 1969: 22) eine praktische Dimension zu geben. Zu

dieser Zeit initiierte er auch ein Straßenbauprojekt und schaffte es, den sonst so unpolitischen Studenten Wilde für seine Sache zu begeistern. Während diese Arbeit auf Wilde keinen größeren Eindruck gemacht zu haben scheint, als dass er das Ereignis gelegentlich als Anekdote in seine Vorträge einfließen ließ, war die Wandlung Ruskins zum Sozialreformer vollzogen (vgl. FUNKE 1969: 25). In Zeiten wachsender Industrialisierung und Mechanisierung sprach er sich gegen den Kapitalismus und für einen gemeinschaftlichen Staat aus (vgl. LEONHARD 2009: 103), wenngleich seine Kapitalismuskritik, folgt man LEONHARD (2009: 104), nicht so sehr Karl Marx folgte, sondern eher Parallelen zu Richard Wagner aufweist.¹⁰ Dabei bietet Ruskin einen Gegenentwurf zu den etablierten Lehren des Utilitarismus und schafft als Gegenangebot eine „religiöse Sinnstiftung“ (LEONHARD 2009: 97), die die Kunst ins Zentrum rückt.

Wilde hingegen setzt sich erst dreißig Jahre nach Ruskins Wandlung eingehender mit dem Sozialismus auseinander, wenngleich in dieser Begegnung mit Ruskin schon die ersten Berührungspunkte geschaffen wurden. Zunächst wandte er sich noch einem anderen Professor zu, der die Werke Mills ebenfalls „verschlungen“ (HEXT 2013) habe, namentlich Walter Pater. Während John Ruskin, wie oben gezeigt, das Ästhetische explizit mit dem moralisch Guten verknüpfte, war für Pater das Ästhetische in Relation zum Rezipienten zu sehen. Auf der Grundlage der Annahme, dass Kunst immer relativ sei, befasste er sich mit der Wirkung des Kunstwerks auf den Rezipienten (FUNKE 1969: 25). Hier ist er der Ansicht, dass sich der Rezipient schulen und so seine Empfindsamkeit für ästhetische Ausdrücke schärfen muss (FUNKE 1969: 25). Jedes Bild besteht ihm zufolge aus Einzelimpressionen, die der Betrachter oder Kunstkritiker erkennen muss (FUNKE 1969: 25). Mit der zunehmenden Erkenntnis dieser Eindrücke und der Schulung der Beobachtung wächst auch die ästhetische „Bildung“ des Kunstkritikers (FUNKE 1969: 25). Kunst hat für Pater keinen moralischen Ausdruck mehr und verweist auf nichts, außer auf das Schöne selbst. Die Kunst hat für ihn nicht den Auftrag, erbaulich oder moralisch zu sein, es geht ihm vielmehr darum, das leidenschaftliche Empfinden im unmittelbaren,

¹⁰ Laut LEONHARD (2009: 104f.) folgt John Ruskin Marx zwar in seinem Konzept der entfremdeten Arbeit, sieht die Lösung aber letztendlich eher parallel zu Wagner, zugespitzt, in der „Erlösung der modernen Welt durch Kunst und Kunsterfahrung“ (LEONHARD 2009: 105).

augenblicklichen Ausdruck zu genießen (vgl. FUNKE 1969: 26). Die Kunst muss für ihn genossen werden, so wie jeder Augenblick des Lebens genossen werden muss, bevor er wieder „zerfließ[t]“ (FUNKE 1969: 25). Für ihn ist der Genuss der Kunst selbst das Ziel, und die Kunst also Selbstzweck. Die oben genannten Ergebnisse seiner *Studien zur Renaissance* hielt er in einem Nachwort fest, welches er wegen dem von seinen Zeitgenossen als gefährlich angesehenen Durchleuchten des l'art pour l'art, also einer selbstzweckhaften Kunstvergötterung, sowie einer propagierten Genusssucht in einer zweiten Auflage aus dem Werk strich (FUNKE 1969: 26).

Von diesem Werk, den *Studien zur Renaissance*, meinte Wilde, dieses Buch hätte, ähnlich wie das von ihm beschriebene Buch in das Bildnis des Dorian Gray (WILDE 1960: 175f.), einen so seltsamen Einfluss auf sein Leben genommen. In Walter Paters Werk lässt sich aber nicht nur eine gefährliche Kunstvergötterung ausmachen, die Wilde nachhaltend prägen sollte, laut RUSSELL (2018: 118f.) lassen sich im Werk Paters auch einige Parallelen zu John Stuart Mill aufzeigen, besonders hinsichtlich des Gegensatzpaars Masse und Individuum. Sowohl für Mill als auch für Pater spielt die individuelle Verwirklichung des Charakters eine entscheidende Rolle. Die Verwirklichung wird hierbei gerade auch mit einer Form von Kreativität gedacht, anstelle der Angleichung an und Unterstellung der Meinungen unter die Meinung der Masse (RUSSELL 2018: 118f.). Mill erörtert das Thema der Individualität in seiner Schrift Über die Freiheit, während Walter Pater fünf Jahre später einen Essay mit dem Titel *Diaphaneité* verfasste, in dem er sich mit dem Thema auseinandersetzte (RUSSELL 2018: 118f.). Paters Auffassung eines kollektiven Lebens findet seinen entsprechenden Gegenpart in Mills Metapher der „Maschinen-Automaten in menschlicher Form“ (MILL 2009: 169 und RUSSELL 2018: 119) und des Abbindens des weiblichen Fußes in der chinesischen Tradition, als Abschnüren des Charakters einer individuellen Persönlichkeit (RUSSELL 2018: 119).

Es lässt sich feststellen, dass Wilde von dem Kunstkritiker John Ruskin beeinflusst wurde, dessen Wandlung zum Sozialreformer er nicht nur mitbeobachtete, sondern an dessen Projekten er zum Teil auch aktiv partizipierte. Durch Walter Pater wiederum wurde er in abgewandelter Form mit den Lehren Mills konfrontiert. Zwar hatten diese Begegnungen hinsichtlich des Sozialismus

keinen unmittelbaren Einfluss auf Wilde, doch wie Kate HEXT es darlegt, war Paters Individualismus- und Freiheitsverständnis, wenngleich kein soziales, auf die Ratio begründetes Verständnis eines Mill oder Hegel, so doch ein verträumtes Verständnis, „like a daydream that cannot be realised when aesthetic experience has ended“ (HEXT 2010: 209f.). Auch Wildes Überlegungen zum Sozialismus wohnt dieses verträumte Element inne, das weniger in der Empirie denn in einer ästhetischen Betrachtung seine Wirkung entfaltet.

4. Sozialistische Werke nicht-sozialistischer Denker

Beide hier behandelten Denker vereint der Umstand, dass sie erst spät zu sozialistischen Theorien Stellung bezogen haben und dass zudem beide, in erster Instanz, dem Sozialismus überhaupt nicht zuzuordnen sind. Mill war zunächst ein Verfechter des Freihandels und des Liberalismus, bevor er sich, bestärkt durch Harriet Taylor, dem Sozialismus zuwandte und dieses letzte Werk als sein Hauptwerk verstanden wissen wollte.

Wilde kam zwar ebenso wie Mill schon recht früh mit dem Sozialismus in Kontakt, dieser hinterließ bei ihm dennoch keinen prägenden Eindruck und er wandte sich alsbald wieder der Ästhetik zu, anstelle der politischen Theorie oder gar dem Sozialismus. Dennoch scheinen bei Wilde die Einflüsse Ruskins und Paters prägend gewesen zu sein und resultieren letztendlich in einem eher verträumten Verständnis des Sozialismus. Von Ruskin nimmt er später das sozialistische Gedankengut auf, während der Duktus seiner Sozialismusschrift stark in Walter Paters Ästhetik-Verständnis verhaftet bleibt. Für Wilde liegt der eigentümliche Vorteil des Sozialismus gerade darin, dass er dem Menschen endlich Raum gibt für das Schöne, die Kunst und die Muße und letztendlich seinen Individualismus befördert. Die Kunst wird also schließlich, ganz im Sinne Ruskins, den Menschen erlösen. In seinem idealistischen Gehalt kann dabei seinem Werk auch im Sinne Paters ein „verträumter“ Charakter zugeschrieben werden. Im folgenden Teil sollen die Sozialismus Schriften John Stuart Mills und Oscar Wildes exegetisch betrachtet werden. Es sollen die Hauptthesen und

Positionen beider Schriften beleuchtet und auf folgendes untersucht werden: Zum einen, inwiefern der Individualismus, dessen Notwendigkeit Mill in seinen libertären Schriften so stark hervorhob, auch in „Über den Sozialismus“ zum Tragen kommt. Zum anderen, inwiefern sich die Theorien Ruskins und Paters in Wildes Sozialismusschrift wiederfinden und wo es Gemeinsamkeiten zwischen den sozialistischen Überlegungen Mills und Wildes gibt. Abschließend wird der Einfluss Mills auf Oscar Wilde noch spezifischer untersucht und es sollen einige Gemeinsamkeiten klar herausgestellt werden.

4.1. Sozialistische Positionen in *Über den Sozialismus* von John Stuart Mill

Mills Schrift über den Sozialismus blieb zwar unvollendet, unterliegt aber dennoch einer klaren Struktur. Unterteilt wird die Schrift in vier Kapitel, denen eine Einleitung vorangestellt ist. Der Inhalt der Kapitel lässt sich wie folgt skizzieren: Nach der Einleitung stellt er im ersten Kapitel die Kritik dar, die von Seiten der Sozialisten gegen die vorherrschende Regierung vorgebracht wird (MILL 2016: 136). Im darauffolgenden Kapitel befasst er sich dann eingehender mit dieser Kritik und untersucht sie inhaltlich auf ihre Stichhaltigkeit. Mill belässt es dabei nicht mit einer blinden, unkritischen Befürwortung des Sozialismus, sondern stellt sich im dritten Kapitel die Frage, welche Hürden eine sozialistische Regierung zu bewältigen hat und bemüht sich sogleich auch um Lösungswege zu diesen Problemen (MILL 2016: 136f.). Im letzten Kapitel untersucht Mill dann den Standpunkt der zu seiner Zeit vorherrschenden Eigentumstheorie, deren Sinnhaftigkeit er im Verlauf der Kapitel immer wieder aufgreift (MILL 2016: 137).

Gleich in der Einleitung bezieht sich Mill auf die „Ungleichheit der Verteilung des Eigentums“ (MILL 2016: 10), wenn er meint, dass gerade der arbeitenden Klasse am meisten daran gelegen ist, zum Wohlergehen des Landes beizutragen und sie, im Gegensatz zur bereits herrschenden Klasse, weniger voreingenommen sind, wenn es um die Erhaltung ungleicher Privilegien geht (MILL 2016: 10). Bereits hier stellt er seine Schrift vor den Hintergrund der Reformakte von 1867, nach der das Wahlrecht anzahlmäßig verdoppelt und auf

zwei Millionen männliche Wahlberechtigte ausgedehnt wurde (vgl. MILL 2016: 12, 137). Mill konstatiert, dass diese Neuerung tiefgreifende Umwälzungen zur Folge haben würde, die sich möglicherweise nicht sogleich, aber dennoch im Laufe der Zeit nachhaltig zeigen würden (MILL 2016: 12). Dies würde insbesondere dann erreicht werden, wenn es der arbeitenden Klasse gelänge, ihre kollektiven Ziele zu organisieren und geschlossen für ihre Umsetzung einzustehen (MILL 2016: 12f., 138). Hier betont er auch die Pflicht des Staates, die durch sozialistische Parlamentarier schließlich vorgebrachten Ideen vorurteilsfrei zu prüfen, um die Gesellschaft vor „Stillstand oder falschen Alternativen“ (MILL 2016: 138) zu bewahren – eine Praktik, die Mill auch in seiner Freiheitsschrift vertritt (MILL 2009: 99, 103). Er plädiert eindringlich für eine wohlüberlegte Implementierung der Neuerungen im gesellschaftlichen System, anstelle sie in einem Sinne, den Lacan vielleicht unter Abyss subsumieren würde, unwissender, vorurteilsgeladener Konfrontation zwischen Neuerungssucht und Konservatismus auszutragen (vgl. MILL 2016: 138, 14 und JOHNSTON 2018). Gerade in der Frage nach dem Eigentumsrecht sieht er einen zentralen Streitpunkt, dessen Einforderung er der sozialistischen Bewegung langfristig zuschreibt. Er positioniert sich hier dezidiert gegen eine Verteilung von Eigentum, die auf naturrechtlichen Gegebenheiten begründet ist (MILL 2016: 139, 14f.). Die naturrechtliche Eigentumsverteilung entlarvt er als einen Sein-Sollen-Fehlschluss, wenn er feststellt, dass die „fundamentalen Lehren, welche früheren Generationen als unbestreitbar galten, [...] nunmehr in Zweifel gezogen [werden]“ und fordert eine eingehende, objektive und vorurteilsfreie Prüfung der diesbezüglich geltenden Ordnung (MILL 2016: 14f., 139).

Im ersten Kapitel legt Mill die Kritik der Sozialisten an der herrschenden Gesellschaftsordnung dar. Dabei referiert er immer wieder aus verschiedenen Werken, die laut Buchstein in den 1860ern noch immer zu den Klassikern der sozialistischen Theoriebildung gehörten, bevor die Thesen Karl Marx und Friedrich Engels dem Sozialismus eine neue Denkrichtung gaben (MILL 2016: 139). Von Mill referierte Denker sind, wie die Anmerkungen von Hubertus Buchstein und Sandra Seubert zeigen, Victor Considerants Schrift „Destinée sociale“ (1834), Louis Blancs „L’Organisation du travail“ (1839), sowie das Werk „Book of the Moral World“ (1844) von Robert Owen. Kleinere Zitate beziehen sich

zudem auf den vormals erwähnten Henri de Saint-Simon, dessen Werke für Mill hinsichtlich des Sozialismus prägend waren, sowie auf Charles Fourier (1772-1837) (vgl. MILL 2016: 139). Durch den unvollendeten Charakter der vorliegenden Sozialismusschrift sind die Textstellen, die Mill zitiert, recht lang geworden, sodass die Annahme schlüssig ist, dass Mill die betreffenden Stellen in einer abschließenden Version noch gekürzt und präzisiert hätte (MILL 2016: 136). Dennoch wird im Verlauf ersichtlich, dass er mit den Positionen Charles Fouriers und Robert Owens sympathisiert, während er Positionen, denen ein revolutionärer Charakter immanent ist, für überstürzt hält (MILL 2016: 142). Diese Positionen lassen sich zu seiner Zeit besonders im europäischen Diskurs feststellen. Mill hält diese Positionen für verfehlt, da sie keinen Raum für Prüfungen oder wohlüberlegte Abwägung lassen, sondern der Gesellschaft ein normatives System aufsetzen wollen, das nicht validiert oder ausprobiert wurde und keine Zeit hatte, zu reifen und die Veränderungen in einer sublimen Weise einzuführen (vgl. MILL 2016: 143). Die Kritikpunkte, die Mill im zweiten Kapitel wahrnimmt, sind vor allem die Kritik an der vorherrschenden Eigentumsordnung sowie die Kritik am liberalen Leistungsprinzip, welches suggeriert, dass jeder Bürger prinzipiell arbeiten kann und seine Entlohnung nur an der vorgebrachten Arbeit bemessen würde (MILL 2016: 140f.). Beide Punkte sieht Mill zurecht in der Kritik. Er bestätigt die Annahme, dass die gegenwärtige Eigentumsverteilung schlicht auf Ungerechtigkeit beruht, und der Reichtum der Wenigen das Elend der vielen nicht aufwiegen könne (MILL 2016: 140). Mill erläutert diese Ungerechtigkeit an einem passenden Vergleich. Er meint, wenn ein Kaiser Nero „hundert Menschen zwingen würde, einen Wettkampf zu unternehmen, bei welchem die fünfzig [...] zuletzt an kommenden dem Tode verfallen sollten, so wäre das Unrecht darum kein Geringeres, weil die Stärksten sicher wären [...]“ (MILL 2016: 27). Er meint, dass die Einrichtungen des kapitalistischen Wettbewerbssystems selbst die moralische und physische Degradierung der Menschen hervorbringen, die sie als Legitimation für die Erhaltung eben dieses Systems anführen. Er plädiert dafür, dass gerade die „in moralischer oder physischer Hinsicht schwächeren Mitglieder“ (MILL 2016: 27) vor Leiden geschützt werden sollten. Er stellt auch fest, dass durch die ungleiche Verteilung des Privateigentums das liberale Leistungsprinzip aufgehoben wird, da das

Wohlergehen noch immer in hohem Maße von dem „Los der Geburt“ (MILL 2016: 29) abhängt und eben nicht von individueller Anstrengung. Zudem konstatiert er, dass der Erfolg in einem kapitalistischen, auf Individualismus begründeten Gesellschaftssystem oft gerade von lasterhaftem Verhalten abhinge und nicht von moralischer Güte, und ersteres sogar fördert (MILL 2016: 141). Er erkennt, dass der Kapitalismus „Neid, Hass und jede Art von Lieblosigkeit“ (MILL 2016: 32) hervorbringt und sieht dieses Verhalten auf den individualistischen Bestrebungen von Einzelkämpfern begründet, die stetig andere zurückdrängen müssen, um nicht selbst zurückgelassen zu werden (vgl. MILL 2016: 31). Hier wird der Wandel in Mills Einstellung zum Individualismus erkennbar, der in ihm seit seiner Freiheitsschrift vonstatten gegangen ist.

Dennoch löst er sich nicht vollends von seinen vormals liberalen Überzeugungen und erkennt den Wettbewerb nicht per se als ein Übel an, sondern als ein Prinzip, welches den Markt unter der Einhaltung gewisser Richtlinien stärkt. Er erfasst diesbezüglich Schwächen der sozialistischen Denker, wie beispielsweise Louis Blancs und attestiert ihnen ein mangelndes Verständnis ökonomischer Wirkungsweisen (MILL 2016: 63). Für ihn ist klar, dass ein für alle Parteien freier Wettbewerb weder Verfall noch Steigerung, sondern eine Angleichung von Löhnen und Preisen bringe, einer vom sozialistischen Standpunkt aus wünschenswerter Entwicklung (MILL 2016: 68). Problematisch wird es laut Mill erst, wenn der Markt sich von den Menschen oder Kunden entfremdet, was zu einem Qualitätsverlust der Produkte führt (MILL 2016: 71f.). Hier müssten rechtliche Maßnahmen greifen, um die Qualität zu gewährleisten. Für kleinere Märkte allerdings sei Wettbewerb sinnvoll und wünschenswert (vgl. MILL 2016: 141f.).

Mill erkennt also die Kritikpunkte der sozialistischen Denker als stichhaltig und begründet an, teilt jedoch nicht ihre Vorstellungen des Sozialismus als Errettung aus einer wie auch immer gearteten Knechtschaft, die nur durch einen sofortigen Umbruch beendet werden kann (MILL 2016: 142). Er argumentiert hier pragmatischer und vernunftgemäßer, indem er das reale Potenzial des Sozialismus anerkennt und seine Etablierung fördern und auf praktische Implementierung prüfen will. Ein revolutionäres Element lehnt er also ebenso

entschieden ab wie eine Idealisierung oder Romantisierung des Sozialismus, seine Überzeugungen sind praktischer Natur.

So führt er auch sogleich im dritten Kapitel Lösungsvorschläge an, wie mögliche Probleme einer sozialistischen Ordnung bewältigt werden können. Er nimmt sich hier die Bestrebungen der europäischen Revolutionäre vor, die freie Marktwirtschaft in eine Planwirtschaft umzuwandeln, welche staatlich verwaltet wird (MILL 2016: 142). Vor dem Hintergrund seiner zeitlebens liberalen Überzeugungen wird seine Ablehnung gegenüber einem solchen System deutlich (MILL 2016: 143). Kongruenterweise argumentiert er gegen eine Planwirtschaft mit den Freiheitsrechten der Bürger, die zu sehr beschnitten würden und zeichnet die Planwirtschaft als ein trüges und starres System, welches zu nahezu keiner Veränderung mehr fähig ist (vgl. MILL 2016: 92f., 143). Namentlich sieht er, unter Berufung auf Plato, ein Hauptproblem der Planwirtschaft im fehlenden Antrieb der Bevölkerung, nach Fortschritt oder Verbesserung zu streben (MILL 2016: 94). Er erkennt mit Klarsicht, dass die Triebfeder der Akkumulation von Lohn unter der Planwirtschaft weitestgehend wegfällt und die weiteren Triebfedern, wie Ansehen und Ruhm, Raum für Despoten geben könnte, die versuchen würden, möglichst viel politischen Einfluss zu gewinnen (MILL 2016: 101). Mill will folgerichtig die Vorteile einer freien Marktwirtschaft mit den Vorzügen des Sozialismus konsolidieren und schlägt konkrete Lösungen vor. Zum einen sieht er die Akkordarbeit als bewährtes Mittel an, um Arbeiter durch die Verknüpfung von quantitativ geleisteter Arbeit und Entlohnung anzuspornen, wenngleich er auch dessen Mängel anerkennt (MILL 2016: 97). Eine bessere Lösung scheint ihm die „industrielle Teilhaberschaft“ (MILL 2016: 98) zu sein: Hierbei schließen sich die Arbeiter zu Gemeinschaften zusammen und erhalten, nach Abzug einer Pauschale für den Leiter, eine prozentuale Beteiligung am Gesamtertrag des Unternehmens. Daraus könnten, so Mills Hoffnung, auch „kooperative Genossenschaften“ (MILL 2016: 99) entstehen, denen am Fortbestand und Fortschritt des Unternehmens gelegen ist. Eine solche Bindung an das Unternehmen würde nicht nur die Qualität desselben steigern, sondern auch zur Bildung der Arbeiter beitragen (MILL 2016: 104) und sie zu einer sozialistischen Lebensweise „erziehen“. Gerade das erzieherische Element sieht Mill als

ausschlaggebend für die gelingende Umsetzung des Sozialismus an. Ihm zufolge kann der Sozialismus, wohl ebenso wie jede tiefgreifende, politische Neuerung, nicht „mit einem Schlage“ (MILL 2016: 86) durchgesetzt werden, sondern bedarf der Bildung und des Verständnisses der Bevölkerung. So ist für Mill der Sozialismus ein Weg, der mit Bedacht und Planung beschritten werden muss und der sich nur durch eingehende, praktische Prüfung bewähren kann (vgl. MILL 2016: 86).

Im vierten Kapitel zieht Mill die wohlüberlegte, wenngleich desillusionierte Konklusion, dass die englische Gesellschaft noch nicht für den Sozialismus bereit ist. Hierbei stützt er sich auf seine vormals angesprochene Prämissen, dass die Gesellschaft erst zum Sozialismus erzogen werden müsse, hinsichtlich intellektueller und moralischer Werte der Freigiebigkeit und der konsequenten Beachtung des Allgemeinwohls (vgl. MILL 2016: 144, 113). Er widmet sein viertes Kapitel der eingehenden Prüfung des Eigentumsrechtes und erklärt, dass das bestehende Eigentumsrecht, so natürlich es zu seiner Zeit erscheinen mochte, mitnichten unveränderbar ist und im Gegenteil im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder gravierenden Änderungen unterworfen wurde. So nennt er als Beispiel die Veränderungen im Erbrecht und die Praktik des im Judentum verwurzelten „Jubeljahres“, bei dem alle fünfzig Jahre der veräußerte Besitz an seine ursprünglichen Besitzer zurückgehen sollte (vgl. MILL 2016: 116). Auch am Beispiel der Sklavenhaltung, also dem „Besitz von menschlichen Wesen“ (MILL 2016: 119) wird nicht nur deutlich, dass Besitzrechte grundlegend veränderbar sind, sondern auch, dass ihre Legitimierung und Güte sich im Laufe der Zeit wandeln kann.

Mills Standpunkt richtet sich also dezidiert gegen die Beibehaltung der geltenden Besitzrechte und er ist der Meinung, dass im Laufe der Zeit eine Anpassung möglich ist, die die „Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten“ (MILL 2016: 121) fördert. Differenziert macht er aber auch deutlich, dass die Umsetzung eines sozialistischen Gesellschaftssystems nicht „mit einem Schlage“ (MILL 2016: 86) eingeführt werden könne, sondern die Gesellschaft erst durch Bildung und Partizipation zu dieser Gesellschaftsform reifen müsse. Der Sozialismus bringt also Bildung und zu einem gewissen Maße auch individuelle Entfaltung als Beiproduct mit sich.

Folgt man seinen Überlegungen aus der Freiheitsschrift, so erschließt eine für alle Parteien nützliche Wirtschaft Räume zur individuellen Gestaltung des Lebens aller in ihr Lebenden. Die Industriegesellschaft mit ihrer Lohnarbeit und dem Fortschritt der wenigen auf Kosten der vielen steht diesem Wirtschaftssystem diametral entgegen. Durch die langfristige Angleichung der Löhne unter seinem experimentell zu verifizierenden *qualified socialism* würden die Schwächeren vor Schaden geschützt und nicht mehr durch das Los der Geburt von moralischen und intellektuellen Vorteilen und Genüssen ausgeschlossen (MILL 2016: 149). So werden, als Nebenprodukt, die Chancen zum Aufstieg und zur Entfaltung des individuellen Potenzials für die breite Masse gesteigert. Seinem Grundspruch der Vermehrung des größtmöglichen Glücks für die größtmögliche Anzahl an Menschen (MILL 2006: 37) bleibt Mill also auch in seiner Schrift über den Sozialismus treu.

4.2. Sozialistische Positionen in *Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus* von Oscar Wilde

Während bei John Stuart Mill die Förderung des Individualismus en passant aus seinem *qualified socialism* hervorgeht, bildet gerade dieses Element den Kern der Sozialismus Auffassung Wildes. Für ihn liegt der „Wert des Sozialismus“ gerade darin, „dass er zum Individualismus hinüberleitet“ (WILDE 2013: 444). Auch er spricht sich gegen eine staatlich verwaltete Planwirtschaft aus, wenn er schreibt, dass der „Zustand der Menschheit weit schlimmer sein“ wird, wenn „der Sozialismus auf Autorität gegründet“ (WILDE 2013: 445) ist. Für ihn stellt der Individualismus den grundlegenden Wert dar, der bei allen Neuerungen bedacht werden muss. Zum einen muss der Individualismus bezüglich der Regierung gewahrt bleiben, was man mit dezentralen Regierungsorganen gleichsetzen könnte (WILDE 2013: 445). Bleibt dies gewahrt, bringt der Sozialismus zum anderen selbst auch wieder eine Vermehrung des Individualismus hervor. Dies dadurch, dass, wie es auch bei Mill anklingt, der Mensch durch die Sicherung seiner Existenz von Armut und Elend befreit wird (vgl. WILDE 2013: 444) und die Grundlage für eine frei ausgeübte Tätigkeit

geschaffen wird. Der Mensch wird von niederträchtiger Arbeit befreit und kann, in Wildes verträumter Darstellung, zum „wirklichen Menschen“ (WILDE 2013: 445) werden, „der zur Selbstvollendung gelangt“ (WILDE 2013: 445). Diese vollendeten Menschen sieht Wilde zu seiner Zeit in einigen auserlesenen „Dichter[n], Philosophen“ und „Gebildeten“ (WILDE 2013: 445), während er den „Armen“, die nicht die Möglichkeit zur Entfaltung haben, jede Chance zur „Verfeinerung der Genüsse“ und zur „Bildung“ abspricht (WILDE 2013: 445). Wilde geht, ähnlich wie Mill, sogar so weit, das Verhältnis von Staat und Arbeitern als ein modernes, sklavisches Verhältnis zu beschreiben, wenn er die Arbeiter als „Atom“ beschreibt, dass „mit Vorliebe zermalmt“ wird, um es „fügsamer“ zu machen (WILDE 2013: 445). Hier lassen sich auch Parallelen zu Mills Beschreibung ziehen, der die schlechte Reputation von Arbeitern anspricht, die er zu verteidigen weiß, indem er auf die Empfehlung der Arbeitgeber an die Arbeitenden anspielt, nicht mehr zu arbeiten als notwendig (MILL 96f.).

Ähnlich wie Mill ist auch Wilde (WILDE 2013: 448) der Überzeugung, dass die Einführung eines sozialistischen Systems freiwillig vonstatten gehen muss, auch er baut also auf das Verständnis der Bürger und nicht auf einen autoritär verordneten Sozialismus. Denn, wie er schreibt, „[n]ur in freiwilliger Vereinigung ist der Mensch vornehm“ (WILDE 2013: 448). Wilde buchstabiert die konkreten Schritte zur Einwilligung der Bürger nicht differenziert aus, man könnte aber annehmen, dass auch er eine Erziehung hin zum Sozialismus für sinnvoll halten könnte.

Nachdem Wilde im einleitenden Abschnitt auf die Beschaffenheit des Wesens von armen und reichen Menschen eingeht und erste Einstellungen zur Art der Regierung verlautbar macht, die auf Zustimmung der Bürger beruhen muss, widmet er den folgenden Abschnitt der Betrachtung des Privateigentums. Wilde beschreibt dessen Problematik in für ihn typischen Bonmots und referiert auf die Ansicht, dass die Akkumulation von Privateigentum als eine Belastung angesehen werden könne, die diesen „unerträglich“ mache (WILDE 2013: 446).¹¹ Laut Wilde ist es gerade der Besitz, der die Menschen von der Entfaltung eines reinen Individualismus fernhält, da ihm zufolge der materielle Besitz allzu oft mit

¹¹ Vgl. WILDE (2013: 446): „Brächte der Besitz nur Freude, dann könnte man ihn noch hinnehmen“.

einer ausgereiften Persönlichkeit verwechselt wird (WILDE 2013: 448). So schreibt er, dass das Eigentumsrecht durch die Verwechslung von Mensch und Besitz „den Individualismus wirklich geschädigt und [...] getrübt“ habe und „Gewinn, nicht Wachstum“ an erste Stelle gesetzt habe (WILDE 2013: 448). Was Wilde hier meint und was er am Beispiel einiger hervorragender Dichter illustriert, ist die Verwechslung des Erreichens von Vollkommenheit durch materiellen Besitz, anstelle von geistiger Bildung und Potenzialrealisierung, also geistigem Besitz. Denn, wie er schreibt: „Wir besitzen in Wirklichkeit nichts anderes als das, was wir in uns haben. Was außerhalb unserer selbst liegt, sollte völlig belanglos erscheinen“ (WILDE 2013: 449). Er kritisiert, dass der Mensch unter der kapitalistischen Marktwirtschaft gezwungen ist, Tätigkeiten auszuüben, für die er nicht geschaffen ist und die seiner ureigenen Wesensart und seiner Potentia nicht entsprechen. Doch nur in dieser Entfaltung des individuellen Potenzials liegt für Wilde die wahre Vervollkommenung des Menschen, die ihn aus einer bloßen Existenz in das wirkliche Leben erhebt (vgl. WILDE 2013: 449). Interessanterweise zieht er zur Illustration der vollkommenen Persönlichkeitsentfaltung unter dem Sozialismus den Vergleich zu einem Baum, der „natürlich und einfach vor uns erblühen“ (Wilde 2013: 450) wird, also freimütig in eben jene Richtung, die der Potentia entspricht. Auch Mill spricht in seiner Freiheitsschrift von der individuell entfalteten Persönlichkeit als einem „Baum, der wachsen und sich nach allen Seiten ausbreiten will, gemäß dem Gesetz der in ihm innewohnenden Kräfte, die ihn zu einem lebenden Organismus machen“ (MILL 2009: 169).

Hier führt Wilde in einem längeren Abschnitt einen Vergleich zu Christus an, den er, ähnlich wie in seiner Schrift De Profundis, zum ersten Individualisten erklärt. Er legt Jesu die folgenden Worte in den Mund, welche die ganze Problematik des Privateigentums aufzeigen sollen:

„Deine Persönlichkeit ist etwas Wundervolles. Entfalte sie, sei du selbst! Glaube nicht, dass du durch das Besitzen oder Anhäufen äußerlicher Güter zu deiner Vollendung gelangen wirst. In dir selbst liegt deine Vollendung. [...] Persönlicher Besitz behindert die Persönlichkeit auf Schritt und Tritt.“ (WILDE 2013: 451).

Mit dieser Verlautbarung bringt Wilde seine Überzeugung zum Ausdruck, dass die christliche Lehre Jesu in ihrem Kern eine Besinnung auf die geistigen Güter und die Entfaltung der inneren Anlagen, des individuellen Potenzials, propagiert. Ganz in diesem Sinne legt er die Bergpredigt als ein Gleichnis für die Unwichtigkeit öffentlicher Meinung aus (vgl. WILDE 2013: 452) und führt Maria Magdalena als Beispiel für die Vielschichtigkeit moralischer Bewertungen an (WILDE 2013: 453). Dabei erkennt Wilde, ähnlich wie MILL (2009: 193) zunächst auch die Vielschichtigkeit der persönlichen Entfaltung an, die immer daran gemessen wird, „ganz und gar [man] selbst“ (WILDE 2013: 453) zu sein, gleich, welche konkrete Ausgestaltung dies bedeuten mag. Wann immer ein Mensch „das Gebot seines innersten Wesens völlig zum Ausdruck (WILDE 2013: 454) bringt, entfaltet er sein individuelles Potenzial und vervollkommenet sich – egal ob in Form von Kunst, Bildung, Poesie oder der Fischerei (vgl. WILDE 2013: 453f.).

Dem Abschnitt zur Demoralisierung durch das Privateigentum folgt ein kurzer Abschnitt, in dem Wilde seine Überzeugung ausdrückt, eine Abschaffung kapitalistischer Regierungen würde langfristig das Verschwinden von Verbrechen zur Folge haben. Ganz anders als Mill kommt er zu dem Schluss, dass die Hauptquelle der modernen Verbrechen die Eifersucht und die Armut seien, die durch ein sozialistisches System ausgemerzt würden und Verbrechen nur noch durch pathologische Ursachen geschehen würden (WILDE 2013: 455f.). Wo MILL (2016: 101) die, wohl differenziertere, Ansicht der Verlagerung von Kriminalität unter dem Sozialismus vertritt, bei der sich die Kriminalität mehr in Richtung von politischer Instrumentalisierung und Despotismus hin verschiebt, zeichnet Wilde eine utopische Gesellschaft, in der „das Verbrechen völlig zu existieren aufhö[rt]“ (WILDE 2013: 455). Womit Wilde aber sicherlich im Recht liegt ist die Ansicht, dass viele Verbrechen aus der Not und Armut heraus begangen werden, die durch das „verfehlt[e] privatwirtschaftlich[e] System erzeugt werden“ (WILDE 2013: 455). Die friedliche Utopie, die Wilde hier heraufbeschwört, trägt dennoch stark romantische Züge.

Dem Umstand der Idealisierung ist sich Wilde wohl bewusst, wenn er im nächsten Abschnitt vom „Fortschritt“ als „Verwirklichung von Utopien“ (WILDE 2013: 457) spricht. In diesem Abschnitt widmet sich Wilde der Frage nach dem Einsatz von Maschinen und äußert spannende Ansichten zur Beziehung

zwischen Mensch und Maschine. So sei es die Bestimmung von Maschinen, dem Menschen zu dienen und all jene Arbeiten auszuführen, die für den Menschen unleidlich und für sein Potenzial demütigend sind (vgl. WILDE 2013: 457). Der Mensch kann sich in dieser Vorstellung schließlich ganz der Muße widmen, dem eigentlichen Ziel des Menschen (vgl. WILDE 2013: 457). So verklärt Wildes Denken hier auch sein mag, spricht er wichtige Punkte an. Die Maschinen, die im privatwirtschaftlichen System noch durch den Verlust von Arbeitskräften zum Elend der Menschen beitragen, sollen laut Wilde schließlich „dem Menschen dienen“ (WILDE 2013: 457) und zum Wohle aller eingesetzt werden. Auch Mill (MILL 2016: 87) sieht im Einsatz von Maschinen eine Bedingung für den Erhalt und Fortschritt der Gesellschaft. Während Mill dieses Thema zur Unterstreichung der praktischen Umsetzbarkeit Fouriers und Owens verwendet, bringt Wilde eher die verklärte Vorstellung zum Ausdruck, der Mensch könne „sich vergnügen oder sich einer gebildeten Muße erfreuen“ (WILDE 2013: 457), während die Maschinen die unleidliche Arbeit verrichten. Dennoch kommen sie beide zur gleichen Konklusion dergestalt, dass die Vergemeinschaftung des „stehenden Kapitals“ (MILL 2016: 87) zu einer gerechteren Verteilung der Erträge führen würde, anstatt die Kluft durch den großen maschinellen Vorteil noch zu vergrößern.

Darauffolgend schweift Wilde in eine recht ausufernde Kritik an der Autorität der Presse ab, in welcher er die vormals vertretenen, an Christus exemplifizierten Überzeugungen wieder relativiert und die höchste Stellung der individualistischen Entfaltung nicht der Fischerei, sondern der Kunst zuordnet. Ein wahrer Individualist sei ein Künstler, der bei der Schaffung seines Werkes ganz er selbst ist und sich nicht der Meinung oder dem Anspruch der breiten Masse beugt (WILDE 2013: 58). Hier würde Mill sicherlich mitgehen, wenn er vom Genie und von der „Tyrannie der öffentlichen Meinung“ (MILL 2009: 191) spricht. Und so spricht dann auch Wilde tatsächlich von der „Tyrannie der Gewohnheit und dem Herabdrücken des Menschen zur Maschine“ (WILDE 2013: 460), einem Terminus, den Mill (2009: 169)¹² wortwörtlich in seiner Schrift *Über die Freiheit* verwendet. Auch in der Meinung über den Umgang mit der Presse lassen sich

¹² MILL (2009: 169) benutzt den Ausdruck „Maschinen-Automaten in menschlicher Form“ und ebenfalls den Ausdruck „Tyrannie der Gewohnheit“ (Mill 2009: 201).

Parallelen zwischen Wilde und Mill ziehen. Wilde erklärt es zum Vorteil, wenn der Künstler von der Presse oder dem Publikum angegriffen wird, denn dadurch werde seine Individualität gekräftigt. Was er hier wohl meint, ist das argumentative Behaupten des Künstlers Position, dessen Einübung seine Position noch verstärkt und seinen Individualismus kräftigt (WILDE 2013: 462). Mill ist parallel der Überzeugung, dass der einzige Nutzen der Kritik einer Person in „jener Charakterstärke“ besteht, „die sich im Widerstand gegen Zwang entfaltet“ (MILL 2009: 181) und ihre Sonderrolle noch verstärkt.

Besagter Abschnitt verdeutlicht auch erneut die ästhetische Theorie Wildes, die sich an Walter Pater anlehnt. Mit Pater geht Wilde davon aus, dass Kunst niemals moralisch oder erbaulich sein muss, wie John Ruskin es gelehrt hatte, im Gegenteil solle sich der Künstler niemals die Frage nach der geltenden Sitte oder den moralischen Ansichten der Masse stellen (WILDE 2013: 461). Wahre Kunst, so Wilde, entstehe aus der Konsolidierung von Vollkommenheit und Persönlichkeit – nur ein Künstler, der ganz und gar er selbst ist und in seinem Werk seine ureigenen Ansichten zum Ausdruck bringt, kann als wahrer Künstler bezeichnet werden (vgl. WILDE 2013: 462f.). Jede Orientierung an Markt oder Gesellschaft führe zu einer Degradierung des Künstlers und mache ihn volkstümlich (vgl. WILDE 2013: 458). Für Wilde muss sich nicht der Künstler dem Publikum, sondern konträr der Rezipient dem Künstler anpassen (vgl. WILDE 2013: 466). Der Rezipient muss zum kultivierten und künstlerischen Empfinden geschult werden, eine Meinung, die Ruskin ganz genauso vertritt. Das Ziel dieser Schulung der „Empfänglichkeit“ (WILDE 2013: 466) oder Sensibilität ist dann auch, wie bei Ruskin, der Genuss des Kunstwerkes (vgl. WILDE 2013: 467). Interessant sind hier, als Exkurs, die Ansichten Wildes über den Bildungskanon als Instrument und Maßstab, an dem neue Kunst stets bemessen wird. Vehement spricht sich Wilde gegen eine Degradierung des Künstlers zur Autorität (vgl. WILDE 2013: 460) aus und plädiert dafür, neue Kunstwerke nicht durch die Schablone eines Bildungskanons zu sehen. Im Gegenteil hängt, so Wilde, „von dessen Verwerfung die wahre Vollendung der Kunst“ (WILDE 2013: 467) ab. Was Wilde hier meint, ist sicherlich nicht das Vergessen des gesamten Kanons und eine Tabula Rasa in Bezug auf künstlerische Werke (vgl. ASSMANN 2020: 21). Vielmehr geht es ihm darum, zu neuen Werken einen neuen Zugang zu finden,

ohne dass die Alten Künste von den Neuen „überboten“ werden wie das „ptolemäische durch das kopernikanische Weltbild“ (LIESSMANN 2020: 43) oder vice versa. Wilde erwartet also beim Zugang zu einem Kunstwerk das gleiche Maß an Individualismus und Persönlichkeitsentfaltung, die er auch dem Künstler als Maßstab auferlegt. Wildes Konklusion ist die, dass jede Form der Ausübung von Autorität über die Künste, sei es durch die Masse oder die allgemeine Moral, einer Form von Gewalt gleichkommt und den Künstler, als höchsten Individualisten, an seiner freien Entfaltung des individuellen Potenzials hindert. Seiner Auffassung nach wäre dieser Zustand unter dem Sozialismus sicher ein anderer.

Nach einem historischen Exkurs kommt auch Wilde (WILDE 2013: 471) wie Mill (MILL 2016: 153) zu der Überzeugung, dass die menschliche Natur veränderbar ist. Abschließend bringt er seine Überzeugung zum Ausdruck, dass das Wesen des Menschen unter „der Herrschaft des Individualismus“ (WILDE 2013: 473), also dem Sozialismus, mitfühlend und „völlig selbstlos“ (WILDE 2013: 473) sein wird. Zudem wird der Sozialismus in Wildes Vorstellung den Egoismus ausmerzen und die Anteilnahme der Menschen an ihren Mitmenschen verfeinern und steigern. Hier nimmt er als Gegenbeispiel in einem letzten Abschnitt wieder Bezug zu Christus der, so Wilde, in seiner mittelalterlichen Ausgestaltung die begrenztere und einfachere Anteilnahme am Leid der anderen verkörpert (WILDE 2013: 475f.). Hier referiert er auch auf die russische Literatur und stellt die Anteilnahme am Leiden als eine Form dar, „sich selbst zu verwirklichen“ (WILDE 2013: 475), die jedoch unter dem Sozialismus noch facettenreicher wird und zur Anteilnahme an allen Freuden und Genüssen anderer führt.

Wildes Anspruch ist es, ähnlich dem Millschen Ziel der „Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten“ (MILL 2016: 121) ebenso eine Verbesserung der Lebenswelt herbeizuführen, und zwar durch einen „Individualismus, der sich durch Freude ausdrückt“ (WILDE 2013: 476). Wildes utopische und hochstilisierte Darstellung des Sozialismus als System, welches den Menschen aus seinem Elend befreit und ihn endlich dem individuellen Genuss zuführt, unterscheidet sich bei näherer Betrachtung aber nicht nur formal, sondern auch inhaltlich. Für Wilde ist der Sozialismus selbst etwas „Vollendetes“ (WILDE 2013: 476), während

er für Mill noch einen langen Weg der Prüfung und des Experimentierens zu bestehen hat.

4.3. Zusammenfassung

An der Divergenz zwischen praktischer Erprobung und romantischer Verklärung lässt sich auch das Unterscheidende beider Positionen deutlich machen. Mill hält den Sozialismus prinzipiell für eine valide und umsetzbare Gesellschaftsform. Er will die genaue Umsetzung dennoch eingehend in der Praxis erproben, um im Voraus die bestmögliche Umsetzungsvariante zu finden. Erst nach eingehender Prüfung und Diskussion sollen die Theorien praktisch erprobt werden, bevor sie nach ihrer Validierung peu à peu umgesetzt werden – eine sofortige, schlagartige Umsetzung lehnt Mill entschieden ab, da den Ideen keine Zeit bleibe, zu reifen. Ebenso müssen nach Mill auch die Bürger erst reifen und zu einem Humanismus im Sinne des Sozialismus erzogen werden. Letzten Endes gibt er die desillusionierte Zustandsbeschreibung, die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts sei noch nicht reif für den Sozialismus und dessen Umsetzung somit noch nicht möglich.

Wilde geht, im Gegensatz zu Mills rationaler, logischer Argumentation, weitaus weniger methodisch und weitaus weniger praktisch vor. Dies ist zum einen den verschiedenen Textarten geschuldet, wobei Mill eine Abhandlung und Wilde einen, recht kurzen, Essay hervorgebracht hat. Zum anderen sind die beiden Texte geradezu Blaupausen für die logisch-praktische Veranlagung Mills sowie die romantisch-poetische Natur Wildes, beide schlagen sich unverkennbar in diesen Texten nieder. Wo Mill die Kritik der Sozialisten darlegt, erzählt Wilde vom Elend der Armen; wo Mill die praktische, schrittweise Erprobung empfiehlt, sieht Wilde den Menschen der Muße frönen, während die Maschinen für ihn arbeiten. Und wo Mill feststellt, der Mensch des 19. Jahrhunderts sei noch nicht bereit für den Sozialismus, sieht Wilde den Menschen im Sozialismus zur Vollendung gelangen.

Dennoch lassen sich in beiden Texten auch Gemeinsamkeiten feststellen, sowohl auf argumentativer als auch auf sprachlicher Ebene. Das Hochhalten des

Individualismus ist eines davon. Im Text lässt sich Mills Wandlung erkennen, die er seit seiner Freiheitsschrift vollzogen hat. Eine Kehrtwende ist es allerdings nicht, es hat sich vielmehr ein Schatten über den von Mill sonst vorbehaltlos befürworteten Individualismus gelegt. So erkennt er den Ehrgeiz und das Streben nach dem persönlichen Vorteil als einen Auswuchs des Individualismus an und setzt an seine Stelle das individuelle Entfalten der Persönlichkeit der vielen, anstelle der Wenigen, in einem begrenzten Rahmen. Der Individualismus ist für ihn also nicht unbedeutender geworden, er durchläuft nur eine Verschiebung, ausgehend von einem qualitativen hin zu einem quantitativen Individualismus. Bei dem, was hier mit qualitativem Individualismus bezeichnet wird, kann man die stark ausgeprägte, individualistische Entfaltung der Wenigen verstehen, die sich diesen Luxus des Individualismus leisten konnten. Der quantitative Individualismus, der unter Mills Sozialismus herrschen würde, würde anzahlmäßig mehr Menschen den Zugang zu einem gewissen Grad der Selbstverwirklichung gewähren – dafür jedoch in einem abgesteckten Rahmen und vielleicht, auf den Einzelnen bezogen, nicht im selben Ausmaß, wie es bei Ersterem der Fall ist. Ein exemplarisches Beispiel hierfür wäre das von Mill befürwortete Fourieristische Dorf (vgl. Mill 2016: 106f.)

Wilde sieht in seiner Auffassung des Sozialismus die Menschen allesamt zu einem absoluten Individualismus gelangen. Absolut in diesem Sinne, dass er für alle Menschen gleichermaßen die ungehemmte Entfaltung ihres Potenzials und das ungehinderte Ausleben ihres Individualismus ermöglicht. So kann sich in Wildes romantischer Vorstellung ein jeder nach seinem Gutdünken verwirklichen und der Muße frönen, Kriminalität und Armut sind ausgemerzt. Die Menschen werden ihm zufolge ihre Sensibilität für die vielfältigen Freuden und Genüsse, sowie ihre Anteilnahme an den Freuden anderer schulen. Zu der Art wie man insbesondere die Kunst rechtens genießt, äußert sich Wilde in Deckungsgleichheit zu Walter Pater, während er sich zu John Ruskin abgrenzt. Für ihn muss die Kunst um ihrer Schönheit Willen genossen werden und ist gerade dann von besonderer Güte, wenn der Künstler sein Innerstes, seine Leidenschaften und seine ureigene Persönlichkeit in ihm ausdrückt. Moralische Werte oder Erbaulichkeit, wie Ruskin sie forderte, sind für Wilde nicht maßgeblich.

5. Verbindende Elemente beider Positionen

Das folgende Kapitel widmet sich der näheren Untersuchung dreier Punkte, die für die Werke Mills und Wildes charakteristisch sind und gerade auch für die sozialistischen Schriften aufschlussreich sind. Dafür sollen weitere Werke der beiden Denker, allen voran die Freiheitsschrift Mills sowie der Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ und einige Theaterstücke und Märchen Wildes zu Rate gezogen werden, um die in den Sozialismusschriften dargelegten Ansichten vor dem Hintergrund ihres restlichen Werkes zu beleuchten. Dabei wird auch die Persönlichkeit beider Denker zum Ausdruck kommen, die klarerweise in ihrer beider Werke durchscheint. Mill weist dabei eine rationale, vernunftorientierte Gesinnung auf, die jedoch nicht in der Theorie verbleibt, sondern stets auch auf die Praxis angewandt wird. Wilde bleibt eher in theoretischen Sphären, zieht aber nicht so sehr die Vernunft als ausschlaggebende Maxime heran, sondern lässt das Gefühl walten, oftmals mit stark romantischer Färbung.

5.1. Individualismus als Grundlage des Sozialismus

Der Individualismus ist ein wichtiges Element im Denken der hier behandelten Autoren. Mill beschäftigt sich besonders in seiner Freiheitsschrift mit der Disposition des Individualismus, während diese bei Wilde sowohl für Leben als auch Werk essenziell ist. Mill sieht dabei individualistisch veranlagte Menschen als tragende Säulen der Gesellschaft, da diese, wenn Sie nicht vom Staat repressiert werden, in ungewöhnlichen Bahnen denken, was wiederum Raum für innovativen Fortschritt schafft. Gerade deshalb sieht er den Staat dazu verpflichtet, individuellere Geister nicht zu unterdrücken und in ihrer Entfaltung zu beschneiden, sondern diese im Gegenteil zu bestärken und in ihrer Entfaltung zu fördern. Somit können außergewöhnlich individuelle Menschen einen signifikanten Beitrag zum Fortschritt der Gesellschaft leisten und für diese eingenommen werden. Auch Wilde wäre sicherlich davon überzeugt, dass der Staat individuelle Anlagen nicht repressieren, sondern, wenn nicht gleich fördern,

so zumindest dem privaten Raum überlassen sollte. Für ihn stellt der Individualismus nicht so sehr die Grundlage des Sozialismus dar, er ist das Produkt desselben: Erst durch die Freiheiten, finanzieller und persönlicher Natur, die er im Sozialismus gegeben sieht, kann das Individuum sich voll entfalten und seine ihm eigenen Anlagen produktiv nutzbar machen. Was er aus dem Sozialismus hervorgehen sieht ist eine Gesellschaft, in der jeder Mensch frei seinen Interessen nachgehen kann, also eine Gesellschaft an Individuen. Hier stellt sich für Wilde nicht die Frage, inwiefern der Individualismus des Einzelnen in einer vollkommenen Gesellschaft tatsächlich gewahrt werden kann und ob nicht vielmehr eine vollkommen individualistische Masse wieder im vereinten Individualismus uniform und homogen wird (vgl. TAYLOR 1991: 15).

5.1.1. Individualismusauffassung bei John Stuart Mill

Wie Mill unter Bezugnahme auf Considerant bemerkt, lässt sich die Verteilung des Reichtums in der Gesellschaftsform des viktorianischen Zeitalters in zwei große Klassen unterteilen: Während die eine Klasse den größten Teil des Reichtums akkumuliert, wird die andere, arbeitende Klasse von den „verhältnismäßig wenigen, unermesslich reichen Individuen [...] unterworfen“ (MILL 2016: 61). Davon lässt sich eine Spaltung der Gesellschaft in puncto Individualismus ableiten. Die reiche Klasse erfährt nicht nur Bequemlichkeit und Luxus, sondern auch die Möglichkeit, sich in ihren persönlichen Interessen zu bilden und zu üben. Durch den fehlenden Zwang, Arbeit nur aufgrund des Lohns anzunehmen, sind sie in der Lage, ihre individuellen Anlagen sowohl in der Arbeitswelt als auch in Form von kultureller oder geistiger Bildung auszubilden. Monetäre Anlagen sind zwar keine hinreichende Bedingung für eine individuelle Lebensführung, stellen aber im viktorianischen Zeitalter jedenfalls eine notwendige Bedingung dar. Während der Arbeiter schweren Tätigkeiten nachgehen muss, die oftmals die längste Zeit seines Tages beanspruchen, hat die vermögende Klasse mehr Zeit und Mittel, ihrer Muße nachzugehen.

Individualität ist bei Mill allerdings nicht allein von monetären Verhältnissen abhängig: Im dritten Kapitel seiner Freiheitsschrift befasst er sich mit eben jener

Frage nach der Wirkungsweise des Individualismus in einer liberalen Gesellschaft und sieht seine Ausprägung gerade in einer geistigen Konstitution des Charakters. Um seine Überzeugungen bezüglich des Individualismus darzulegen konstatiert er zunächst, dass es in einer Gesellschaft, in der die einzelnen Menschen intellektuell noch nicht fähig sind, Wahrheit nicht als etwas Absolutes anzusehen, sondern sie in ihrer mannigfaltigen Beschaffenheit multiperspektivisch zu beleuchten, vonnöten ist die unterschiedlichsten Meinungen anzuhören, um so zu dieser multiperspektivischen Betrachtung zu gelangen (vgl. MILL 2009: 161). In Analogie hierzu argumentiert er dafür, auch den individuellen „Charaktereigenschaften Spielraum“ (MILL 2009: 161) zu lassen und verschiedenen Lebensführungen eine „Chance“ (MILL 2009: 161) zu geben, solange das Schadensprinzip dabei gewahrt wird, also keine andere Person von dieser Lebensführung Schaden trägt (vgl. MILL 2009: 161). Noch stärker formuliert er es darauffolgend mit der Überzeugung, dass gerade die individualistische Lebensführung zu „einem der hauptsächlichsten Bestandteile des menschlichen Glücks, ja dem wichtigsten Bestandteil individuellen und sozialen Fortschritts“ (MILL 2009: 161) gehört. Als größtes Hemmnis für eine freie Lebensgestaltung sieht er durch Tradition und Sitte indoktrinierte Moral- und Lebensregeln, denen sich der Mensch unhinterfragt unterwirft (vgl. MILL 2009: 161f.). Hier macht Mill auch ausdrücklich klar, dass er den Individualismus als „eine der Hauptbedingungen der Wohlfahrt“ (MILL 2009: 162) ansieht und sie als zwingend für „Zivilisation [und] Kultur“ (MILL 2009: 162) setzt. Das Übel, so Mill weiter, bestehe darin, dass der Hauptteil der Gesellschaft diese Eigenschaft nicht als notwendige Bedingung anerkenne und mit einer Art „Eifersucht“ (MILL 2009: 162) auf ausgelebte Formen der Autonomie blicke.

Sich stützend auf Wilhelm von Humboldt erklärt er als den „wahren Zweck des Menschen“ „die harmonischste Entwicklung seiner Kräfte zu einem kompletten und folgerichtigen Ganzen“ (MILL 2009: 163) zu erreichen. Hieraus wiederum entsteht die eigentliche „Originalität“ (MILL 2009: 165) menschlichen Charakters, die sowohl durch Bildung als auch durch die Möglichkeit zu eigenen Erfahrungen geformt wird (vgl. MILL 2009: 165). Folgend bekräftigt Mill noch einmal, dass die Übernahme trauriger Normen und Werte für die Charakterbildung und ein selbstbestimmtes Leben hinderlich ist, da hierbei keine

eigentliche Wahl getroffen wird und der eigene Verstand nicht zurate gezogen wird (vgl. MILL 2009: 167). Er bedient sich dabei eines eleganten Vergleichs, nach dem die Kraft der geistigen und moralischen Fertigkeiten, ebenso wie die Kraft der Muskeln, allein von Einübung und Gebrauch gestärkt werden (vgl. MILL 2009: 167). Mill zieht hier sogleich eine qualitative Einordnung des Menschen vor: Nach ihm ist der inhärente Wert des Menschen umso größer, je eher er seinen eigenen Lebensweg wählt und sich durch Beobachtung und verstandesmäßiger Abwägung eigene Maßstäbe und Normen auferlegt (vgl. MILL 2009: 169). Für ein qualitativ gutes Leben zählt Mill also die eigene Gesetzgebung als aktives Element, anstelle einer passiven Übernahme vorgegebener Werte und Sitten, gleich von welcher sittlichen Lehre oder Institution sie herrühren. Als Argument führt er hier das Gedankenexperiment einer Welt voller „Maschinen-Automaten in menschlicher Form“ (MILL 2009: 169) an, die jegliche aufgeburdete Arbeit verrichten, ohne nach deren Sinn und Zweck zu fragen. Die Maschinen-Automaten in diesem Gedankenexperiment sind als Analogon zu denjenigen Menschen zu sehen, die auferlegte Sitten und Gebräuche niemals hinterfragen und sich mit der Beschaffenheit der Welt, so wie sie ist, zufriedengeben. Für Mill würde diese Beschaffenheit des Menschen einen signifikanten Verlust gegenüber einer Welt aus sich selbst gesetzgebenden Individuen bedeuten (vgl. MILL 2009: 169).

Im Gegenteil zu diesem Gedankenspiel der menschlichen Automaten setzt Mill in einem bemerkenswerten Gleichnis die menschliche Natur als etwas organisches fest, dass sich im Wachsen befindet und sich in die ihm entsprechenden Richtungen entwickeln will – ähnlich einem „Baum, der wachsen und sich nach allen Seiten ausbreiten will“ (MILL 2009: 169). Bemerkenswert ist dieses Gleichnis deshalb, da Wilde sich eines ähnlich anmutenden Gleichnisses bedient. Auch Wilde schreibt davon, „wie wundervoll [...] die wahre menschliche Persönlichkeit“ (WILDE 2013: 450) sein wird, wenn sie die Möglichkeit zur Ausbildung bekommt. „Sie wird“, so Wilde, „natürlich und einfach vor uns erblühen, wie eine Blume oder ein Baum“ (WILDE 2013: 450). Diese Koinzidenz mag zufällig gewählt und der romantischen Verwendung von Natursymbolik geschuldet sein – jedenfalls ist feststellbar, dass sowohl Mill als auch Wilde das

wahre Potenzial der menschlichen Natur gerade im organischen Charakter sehen und nicht in einer „mechanischen“ Ausführung.

Mill führt weiter aus, dass Personen von außerordentlicher Individualität zumeist besonders ausgeprägte Triebe hätten, die sowohl für Übles als auch für besonders Gutes eingesetzt werden könnten. Er schreibt Personen von individueller Natur nicht nur starke Triebe zu, sondern zudem eine besonders energische Persönlichkeit, die aus diesen Trieben, die stärker ausgebildet sind als die der durchschnittlichen Bevölkerung, hervorgeht (vgl. MILL 2009: 171). Er beschreibt diese Menschen als ausgesprochen charakterstarke Individuen und abjudiziert Personen mit schwach oder nicht ausgebildeten Willensregungen ebenjene Charakterstärke. Vereint das Individuum neben starken Trieben zusätzlich einen starken Willen in sich, spricht Mill von einem „energischen Charakter“, der für die Gesellschaft in besonderem Maße zuträglich und förderlich ist (vgl. MILL 2009: 173).

Für Mill ist eine Entfaltung der individuellen Anlagen aus zwei Gründen wertvoll. Zum einen enthält die individuelle Charakterbildung intrinsischen Wert, indem sie das eigene Gefühls- und Verandesleben reichhaltiger und komplexer macht und es im eigentlichen Sinne erst belebt (vgl. MILL 2009: 179). Der individuelle Mensch wird so zu einem „edlen und schönen Gegenstand der Betrachtung“ (MILL 2009: 179), eine Zuschreibung, die Wilde wohl ebenso unterzeichnen würde. Zum anderen schreibt Mill energischen Individuen auch einen dezidierten extrinsischen Wert für die Gesellschaft zu, indem er gerade ihnen die Fähigkeit zuspricht, Innovation und Fortschritt voranzubringen und Sitten und Gebräuche durch das unablässige Hinterfragen vor dem Erstarrten zur formelhaften Tradition zu bewahren (vgl. MILL 2009: 185).

Argumentativ bedient Mill sich als Erwiderung gegen den Calvinismus eines metaphysischen Arguments. Er äußert die Ansicht, dass es nach der Prämisse eines gütigen Wesens, welches den Menschen nach seinem Belieben mit Anlagen ausstattet, sicherlich im Sinne dieses Wesens wäre, wenn die angedachten Anlagen und Potenziale auch zu ihrer Bestimmung geführt würden, anstatt sie zu hemmen oder zu vernichten (vgl. MILL 2009: 177). Die einzige legitime Einschränkung, die Mill bezüglich des Individualismus aufstellt, ist die Wahrung des Schadensprinzips. Die Interessen und die persönliche Entwicklung

der Mitmenschen dürfen vom Individuum nicht beschnitten werden, es muss also von Seiten eines jeden Rücksicht auf die individuellen Eigenschaften des anderen genommen werden (MILL 2009: 35). Das stellt allerdings in Mills Verständnis keinen Verlust für das Individuum dar, sondern hilft ihm dabei, seine sozialen Anlagen zu stärken und die egoistischen Anlagen hintanzustellen (MILL 2009: 181). In allen anderen Belangen, die dem Wohl und der Entfaltung anderer nicht zuwiderlaufen, soll laut Mill dem Einzelnen freie Handhabung gewährt werden.

Zu Mills Zeiten sieht er in der Gesellschaft allerdings nicht eine Gefahr der Rücksichtslosigkeit von Individuen vorhanden, sondern gerade eine Knappheit an charakterstarken Individuen, die zudem von der Gesellschaft zu stark repressiert werden. Die meisten seiner Zeitgenossen unterwerfen sich nach Mills Darstellung bereitwillig der „Tyrannie der öffentlichen Meinung“ (MILL 2009: 191) und legen all ihre Handlungen und Werturteile unter die Maxime der allgemeinen Angemessenheit. Dabei stellen sich diese Menschen laut MILL (2009: 175) gerade nicht die Frage danach, was ihren eigenen Wünschen und Neigungen entspricht, sondern danach, was ihrer „Lage angemessen“ ist, was also die Menschen tun, die sich in einer ähnlichen Sozialen und finanziellen Lage befinden. Eine noch schlimmere Verfehlung attestiert Mill denjenigen, die sich der Frage unterwerfen, welche Verhaltensweise für Menschen aus bessergestellten Milieus üblich und angemessen ist (MILL 2009: 175). Das Resultat aus all jenen Überlegungen ist nicht eine bloße Mimikry, um möglichst keinen Anstoß zu erregen, sondern sie werden darüber hinaus zu einer Wesensart, die sie für „starke Regungen“ (MILL 2009: 175) oder ihre natürlichen Anlagen unempfindlich macht. So „fällt ihnen gar nicht ein, eine andere Neigung zu verspüren, außer zu dem, was üblich ist“ (MILL 2009: 175). In der Tyrannie der öffentlichen Meinung sieht Mill, neben dem Despotismus, eine der Hauptmechanismen zur Repression des Individualismus (MILL 2009: 181).

Eine gute Gesellschaftsform hat es laut Mill auch zur Aufgabe, den Menschen Raum zur individuellen Entfaltung ihrer Potenziale zu gewähren, da diese Potenziale, gerade jene besonders charakterstarker und energischer Wesen, für den Fortschritt der Gesellschaft nutzbar gemacht werden können (MILL 2009: 183). Die Implementierung des Individualismus in eine Gesellschaft

ist für Mill also gerade im Sinne der Gesellschaft, da sie in Punkt Progression und Intellekt Gewinn daraus ziehen kann. Unter der Gesellschaftsform des Sozialismus wären dem Menschen zumindest insofern die notwendigen Bedingungen zu einem selbstbestimmten Leben gegeben, dass sie, wie beispielsweise nach der Idee des Fourierschen Dorfes, ihrer beruflichen Bestimmung nachgehen können, anstatt sie aus der Notwendigkeit des Verdienstes heraus annehmen zu müssen. Hieraus könnte man schließen, dass Mill in seiner Sozialismusschrift vor dem Hintergrund der Maxime der Selbstverwirklichung im Individualismus die Ansicht vertritt, dass die Menschen unter dem Sozialismus durch ihre unabhängigeren Vermögenssituation vermehrt die Chance zu einem individuell bestimmten Leben erhalten, bei welchem sie ihre Anlagen und natürlichen Potenziale freier entfalten können. Während diese Stellung vormals nur einigen wenigen, vermögenden Personen vorbehalten war, die ihren Individualismus in beinahe grenzenloser Art, also qualitativ, auszuschöpfen vermochten, könnte eine Umverteilung des Potenzials zum Individualismus in Richtung Quantität erreicht werden. Während vormals eine geringe Anzahl an Menschen die Möglichkeit besaß, ihren Individualismus frei auszuleben, hätten unter dem Sozialismus eine breite Anzahl an Menschen, in einem möglicherweise etwas geringeren Maße, die Möglichkeit, ihre individuellen Anlagen auszuleben. Es ließe sich also, kontradiktatorisch zu Mills Konstatierung eines qualitativen Utilitarismus, eine Verschiebung von einem qualitativen Individualismus hin zu einem quantitativen Individualismus postulieren. Das wäre mit Mills utilitaristischer Grundposition insofern im Einklang, als bei dieser quantitativen Form eine deutlich größere Anzahl an Menschen die Möglichkeit erhält, ihr Potenzial auszuschöpfen, was nach Mill einen erheblichen Beitrag zum Glück der betreffenden Personen leistet. Der Verlust für die vormals großvermögende Klasse wäre hierbei, abgesehen von dem persönlich empfundenen Verlust, nicht allzu hoch, da unter dem Sozialismus im Besten Falle allen die gleiche Möglichkeit eingeräumt wird, ihre Anlagen zu entfalten – somit wäre an alle gedacht. Ein Garant für die individuelle Entwicklung ist die monetäre Anlage allerdings nicht, wie Mill bereits in der Schrift über die Freiheit richtig beobachtet. Denn auch die höheren Klassen sind nicht davor gefeit, in vorgefertigten Bahnen zu denken und sich einer „Tyrannei der öffentlichen

Meinung“ zu unterstellen. Somit sind auch die Bedingungen des Sozialismus keine hinreichenden, aber jedenfalls notwendige Bedingungen für die individuelle Entfaltung der vielen.

5.1.2. Individualismusauffassung bei Oscar Wilde

Auch in Wildes Werk und darüber hinaus in seiner Lebensgestaltung, zeigt sich der Individualismus in unübersehbarer Präsenz. Gleich zu Beginn seiner Sozialismusschrift schreibt Wilde im Sinne Mills, dass

„unter der Herrschaft des Privateigentums sehr viele imstande [sind], ihre Individualität in einer gewissen, freilich sehr beschränkten Weise zur Entfaltung zu bringen. Sie brauchen entweder nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten oder sind doch in der Lage, die ihnen zusagende Sphäre der Betätigung, die ihnen Freude gewährt, zu wählen.“ (WILDE 2013: 445).

Hier zeigt sich exakt jene Problematik, die auch Mill seiner Zeit attestiert: Die Spaltung der Bevölkerung in diejenigen, die den Reichtum akkumulieren und sich mit diesem ein Stückweit Individualismus erringen können und diese, die aufgrund ihrer Armut zu niederer Lohnarbeit auf Kosten ihrer Anlagen und ihres Potenzials gezwungen werden. Erst in den frei wählenden Menschen sieht Wilde die Menschheit zur „Vollendung“ (WILDE 2013: 445) gelangen. Auch er sieht den individualistischen Menschen als einen „edlen und schönen Gegenstand der Betrachtung“ (MILL 2009: 179) an, was sich besonders vor dem Negativ seiner Beschreibung der Armen zeigt, denen er „jede Grazie, jede Anmut der Rede oder Bildung, jede Verfeinerung der Genüsse“ (WILDE 2013: 445) abspricht. Sein Bild des individuellen Menschen als blühende Blume verdeutlicht diese Ansicht noch einmal. In Ersterem zeigt sich allerdings auch schon das tatsächliche Verständnis Wildes, der zwar zunächst jedwede Arbeit zur individuellen Entfaltung geeignet

sieht (vgl. WILDE 2013: 453), im Grunde jedoch die Kunst als das eigentliche Feld der individuellen Vervollkommnung ansieht (vgl. WILDE 2013: 450)¹³.

Auch Wilde sieht den eigentlichen Wert des Menschen in seiner Fähigkeit, sich selbst Gesetze aufzuerlegen und seinen eigenen Lebensweg zu beschreiten, anstatt sich den Ansprüchen der Masse zu beugen. So schreibt er, die individuelle Persönlichkeit werde „keine anderen Gesetze, als ihre eigenen, anerkennen, keine andere Autorität, als die eigene“ (WILDE 2013: 451). In einem Abschnitt in Wildes Sozialismusschrift findet sich zudem die folgende, interessante Formulierung: „[...]was der Individualismus zerstört, ist die Eintönigkeit des Typischen, die Sklaverei des Hergebrachten, die Tyrannei der Gewohnheit, das Herabdrücken des Menschen zur Maschine“ (WILDE 2013: 460). Diese Formulierung ist deshalb so interessant, da sie eine eklatante Ähnlichkeit zu Mills Formulierungen der „Tyrannei der öffentlichen Meinung“ (MILL 2009: 191), der „Tyrannei der Gewohnheit“ (MILL 2009: 201), sowie dem von ihm dargestellten Gedankenexperiment der menschlichen „Maschinen-Automaten“ (MILL 2009: 169) enthält. Hieraus ließe sich die Vermutung ableiten, dass Wilde implizit auf die Freiheitsschrift Mills anspielt und ihm sein Werk somit bekannt gewesen sein muss. Ebenfalls gegen die „Tyrannei der öffentlichen Meinung“ gerichtet sind seine Anschauungen, der Mensch verliere seine intrinsische Freiheit, sobald er seine Selbstgesetzgebung zugunsten der Ansprüche der Allgemeinheit aufgibt (WILDE 2013: 454) sowie seine Verurteilung eines auf positive Verstärkung ausgerichteten Gesellschaftssystems, wie man es heute vielleicht in autokratisch-kommunistischen Regierungsformen im asiatischen Raum kennt. Für die Entwicklung der Persönlichkeit beschreibt er diese Gesellschaftsformen als hochgradig „entsittlichend“ und demoralisierend (vgl. WILDE 2013: 454), da die Menschen die ihnen auferlegte Kontrolle in diesen Systemen schwerer bemerken und sich nicht darüber bewusstwerden, dass sie „höchstwahrscheinlich die Gedanken anderer Menschen denken, nach den Anschauungen anderer Menschen leben [und] niemals [...] ganz sie selbst sind“ (WILDE 2013: 454).

¹³ Vgl. auch WILDE (2013: 458): „Die Kunst ist die stärkste Form des Individualismus, welche die Welt kennt“

Des Weiteren argumentieren beide Denker unter Rückgriff auf Elemente aus dem Christentum. Während Mill, recht lakonisch, die Intention eines christlichen Schöpfergottes in Richtung Selbstverwirklichung auslegt (MILL 2009: 177), bezieht sich Wilde höchst ernsthaft auf die Rolle Christi als einen Menschen, der Selbstverwirklichung lebte und lehrte. So interpretiert er Jesu Worte dahingehend, dass es ein Fehler wäre, materiellen Besitz mit der Werthaftigkeit einer Person gleichzusetzen. Der wahre Wert einer Person bestehe vielmehr in seinen individuellen, inhärenten Besitztümern (vgl. WILDE 2013: 452). Hier beschreibt Wilde einen beinahe stoisch anmutenden Typus des Individualisten, der „still in sich ruhend“ (WILDE 2013: 452) allen äußeren Widrigkeiten standhalten und sich nicht um Verluste oder Schmach kümmern soll. In eben diesem Abschnitt äußert er auch die Ansicht, dass man dem individualistischen Menschen seine wahren Besitztümer nicht rauben könne und der Mensch „schließlich auch im Gefängnis völlig frei sein“ (WILDE 2013: 452) könne. Eine Aussage, die er während seines Zuchthausaufenthaltes so sicherlich nicht mehr bekräftigen würde.

Eine weitere Parallele lässt sich zwischen der Auffassung Mills und Wildes ziehen, dass die arbiträre Hemmung der individuellen Entfaltung bloß aufgrund von Missgunst zwar zu einer Stärkung der eigenen Position führt, ansonsten aber zu verurteilen ist. (MILL 2009: 181 und WILDE 2013: 462). Hier zeigt sich exemplarisch erneut die unterschiedliche Verfahrensweise Wildes und Mills: Während Mill rational vorgeht und sich implizit auf das von ihm aufgestellte Schadensprinzip beruft, eruiert Wilde die genannte Problematik vor dem Hintergrund des Künstlers, der der Willkür der Kritiker ausgesetzt ist. Hier kommt die Tyrannie der öffentlichen Meinung besonders zum Ausdruck, der sich der Künstler entweder beugen kann, um allgemeine Anerkennung zu finden, oder der er sich entgegensetzen kann, um seinem künstlerischen Individualismus treu zu bleiben. Wilde würde hier dezidiert für den Individualismus eintreten und meint, dass kein „Künstler länger ein Künstler bliebe“ (WILDE 2013: 460), wenn er sich der öffentlichen Meinung unterstellt¹⁴. Beide kommen schließlich zu dem

¹⁴ Vgl. auch WILDE (2013: 458): „In der Tat, in dem Augenblick, da ein Künstler auf die Bedürfnisse der anderen zu achten beginnt und ihre Wünsche zu befriedigen trachtet, hört er auf, ein Künstler zu sein, er wird ein [...] Handwerker, ein [...] Händler. Er hat keinen Anspruch mehr darauf, als Künstler zu gelten.“

gleichen Ergebnis: Dass der einzige Nutzen, der aus der arbiträren Anfeindung einer individualistischen Lebensführung oder eines individualistischen, künstlerischen Ausdrucks hervorgeht, die Stärkung der eigenen Position und somit auch die Stärkung der Individualität und des Charakters ist. Ähnlich wie Mill, der als einzige Legitimation zur Eingrenzung des persönlichen Individualismus die Wahrung der freien Entfaltung der Mitmenschen zulässt, äußert sich auch Wilde dahingehend, dass die Menschen unter dem Sozialismus selbstloser werden (vgl. WILDE 2013: 473). Seine Aussage ist, dass die seinerzeit gegenwärtige Form der Auferlegung von uniformen Werten und Gebräuchen den eigentlichen Egoismus darstellt und es bei weitem egoistischer ist, von anderen zu verlangen, so zu sein und zu leben, wie man selbst es wünscht, anstatt sich jeden nach seiner Fasson entwickeln zu lassen (vgl. WILDE 2013: 472f.). In romantischer Manier stellt er diese Ansicht in dem Bild einer Rose dar, die nicht selbstsüchtig ist, weil sie ihre Natur ausdrückt, sondern nur dann selbstsüchtig wäre, wenn sie von allen anderen Blumen verlangen würde, ebenfalls eine Rose zu sein (vgl. WILDE 2013: 473). Ein weiteres Beispiel, um Wildes Verständnis der Selbstsucht zu illustrieren, findet sich in einem seiner Märchen mit dem Titel: „Die bedeutende Rakete“. Dieses Märchen hat den Snobismus einer Rakete zum Thema, die entgegen ihrer Wahrnehmung unbemerkt ihr Schießpulver verschwendet. Das Märchen ist als Parabel auf Vertreter der aristokratischen Gesellschaft zu verstehen, die sich, ohne jemals selbst etwas von Bedeutung geleistet zu haben, viel auf ihre Herkunft einbilden. Hier findet sich nun eine interessante Passage, die damit beginnt, dass ein Feuerwerkskörper über einen Witz auf Kosten der „bedeutenden Rakete“ lacht. Daraufhin kommt es zu folgendem Dialog:

„»Bitte, worüber lachen Sie denn?« forschte die Rakete; »ich lache doch nicht.« »Ich lache, weil ich glücklich bin«, sagte der Schwärmer. »Das ist ein sehr egoistischer Grund«, sagte die Rakete geärgert. »Was für ein Recht haben Sie, glücklich zu sein? Sie sollten an andere denken. Sie sollten an mich denken. Ich denke immer an mich und erwarte von allen anderen, daß sie das gleiche tun. Das ist das, was man Sympathie nennt [...]« (WILDE 1918: 149)

Wenngleich der Märchencharakter der Rakete auf den ersten Blick nicht sofort eine Verbindung zum Individualismus aufweist, lässt sich bei näherer Betrachtung doch eine Parallele zum selbstsüchtigen Aufzwängen der eigenen Werte ziehen. Denn auch die Rakete erwartet von allen anderen, dass diese an die Meinung und Billigung der Allgemeinheit denken, in diesem Fall an die Billigung der egozentrischen Rakete. In einem weiteren Abschnitt desselben Märchens kommt es erneut zu einer Formulierung, welche die aristokratische Gesellschaft karikiert und den Zustand der Uniformität zu Wildes Zeit treffend abzeichnet. Wilde legt hier einem Frosch die Worte in den Mund: „»Streit ist etwas ganz Ordinäres, denn in der guten Gesellschaft haben alle dieselbe Meinung [...]«“ (WILDE 1918: 153). Man könnte also folgern, dass Wilde gerade den gebildeten höheren Schichten eine Uniformität im Diskurs zuschreibt, bei welcher sich jeder an dem Verhalten und den Überzeugungen der anderen Menschen von gleicher Stellung orientieren, ohne jemals eigene Überzeugungen auszubilden. Sie treiben gewissermaßen im sicheren Strom flussabwärts dahin, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, eine Ansicht zu vertreten, die der landläufigen Meinung zuwiderläuft.

Die wahre Bestimmung des Menschen sieht Wilde aber gerade wie Mill darin, seine eigenen Vorstellungen umzusetzen und seine eigenen Ansichten zum Ausdruck zu bringen. Das Bildnis der selbstsüchtigen Rose zeigt, wie auch die Parabel der bedeutenden Rakete, worin die einzig gültige Einschränkung des Individualismus besteht. Sie besteht darin, den anderen in seinem Anderssein zu bewahren¹⁵ und ihn gerade nicht gleich zu machen, sondern Rücksicht auf seine individuelle Entfaltung zu nehmen.

Zu dieser Selbstlosigkeit werden die Menschen nach Wilde durch den Sozialismus gelangen. Dabei scheint er den Wert des Sozialismus gerade an zwei Dingen zu bemessen: Zum einen an der Entfaltung eines reichhaltigeren und lieblicheren Individualismus, als es bisher der Fall war (vgl. WILDE 2013: 476). Zum anderen an der künstlerischen Entfaltung und Produktion von Kunst, in der Wilde die substanzelle Form des Individualismus sieht. Generell sieht er unter dem Sozialismus die Menschen zu ihrer individualistischen Vollendung gelangen

¹⁵ Vgl. hierzu auch Emmanuel LÉVINAS (STAUDIGL 2009: 76) oder Jacques DERRIDA (2001: 13-39 u. 53-64).

und zeigt sich weit verklärter als Mill, der in seiner Prognostik vorsichtigere Aussagen trifft. Ersterer erklärt anhand des Rekurses auf die christliche Affinität zum Leiden dieses für eine vormalige Entwicklungsstufe, die er als notwendigen Protest gegenüber den Ungerechtigkeiten der weltlichen Ordnung auslegt (vgl. WILDE 2013: 476). Die eigentliche Bestimmung des Menschen aber sei nicht das Leid, sondern das „vollempfundene[...], ganze[...] Leben“ (WILDE 2013: 476). Darunter versteht Wilde ein freies Leben, bei welchem das Individuum ohne extrinsisch auferlegten Zwang seine Lebensführung frei wählen kann (vgl. WILDE 2013: 476). Daraus ergibt sich für ihn nachvollziehbarer Weise ein glücklicheres und gesünderes, aber auch kultivierteres Leben für jeden Einzelnen. Das ist insofern nachvollziehbar, als eine frei gewählte Lebensgestaltung und Selbstverwirklichung dem Einzelnen das Gefühl geben kann, seine Fähigkeiten nach besten Kräften entwickelt zu haben und einen ihm angemessenen Platz in der Gesellschaft zu finden, der diesen Fähigkeiten entgegenkommt. Damit geht eine höhere Selbstwirksamkeit und auch eine höhere Zufriedenheit einher. Dennoch mutet es romantisch verklärt an, wenn Wilde schreibt, dass der Sozialismus durch den von ihm geförderten Individualismus in „vollkommene[r] Harmonie“ (WILDE 2013: 476) resultieren wird. Man kann hier abschwächend vermuten, dass es sich für Wilde bei der resultierenden Harmonie um innere Seelenruhe handeln könnte, vorausgesetzt, man interpretiert seine abschließende Betrachtung in einem christlichen Sinne. Für ihn gelangten weder die Griechen noch die Menschen der Renaissance zu solch einer vollkommenen Harmonie, da sie Sklaven hielten und sich an ihnen schuldig machten (WILDE 2013: 476). In einem christlichen Sinne könnte man argumentieren, dass der Schaden sich nicht bloß an den Sklaven abzeichnete, sondern auch an den Herren, da diese sich an jenen durch Verfehlung schuldig machten. Die Verklärung wird allerdings noch einmal mit dem leicht plakativen Schluss unterstrichen, der sozialistische Individualismus „wird etwas Vollendetes sein, und durch ihn wird jeder Mensch zu seiner Vollendung gelangen. Der neue Individualismus ist das neue Griechentum“ (WILDE 2013: 476).

Wilde übersieht hier, anders als Mill, den Umstand, dass auch die Erfüllung der notwendigen Bedingungen für eine individualistischere Gesellschaft noch nicht hinreichend sind, um diese zu garantieren. Die Kultiviertheit und

Bildung, die er den Menschen unter dem Sozialismus prädiert, scheinen nicht zuletzt seinen eigenen Wunschvorstellungen zu entspringen. Wo Mill erkennt, dass die individualistische Selbstverwirklichung zu einem signifikanten Teil von der Einstellung und Einübung des Individuums abhängt, scheint für Wilde der Individualismus notwendig und gleichsam als Automatismus aus dem Sozialismus zu entspringen. Schließlich könnte man aus den Positionen der beiden Denker ableiten, dass Mill in rational-logischer Weise für einen quantitativen Individualismus argumentiert, in welchem jeder Bürger in limitiertem Ausmaß seiner Selbstverwirklichung nachgehen kann. Wilde wiederum schließt in romantischer Verklärung von der Implementierung des Sozialismus automatisch auf einen qualitativen Individualismus der Gesamtheit, bei welchem der künstlerische Ausdruck und die kulturelle Bildung an erster Stelle stehen.

5.2. Bildung als Sozialismus förderndes Element

Der Bildungsbegriff ist bei den hier behandelten Denkern unterschiedlich definiert, dennoch nimmt er einen entscheidenden Platz in den jeweiligen Sozialismuskonzepten ein. Während das Bildungsziel bei Mill die möglichst differenzierte und objektive Betrachtung von Wissensgegenständen aus multiperspektivischer Sicht darstellt, scheint für Wilde dieses Ziel in der künstlerischen und kulturellen Bildung zu bestehen. Beide Denker scheinen hier von ihren jeweiligen biographischen Erfahrungen geprägt zu sein und vor diesem Hintergrund zu argumentieren. Jedenfalls zeigt sich in der Herangehensweise der Argumentationen erneut das logisch-rationale Denken Mills sowie die künstlerisch-romantische Veranlagung Wildes.

Letztendlich nimmt die Bildung in beiden Positionen einen prominenten Platz ein, jedoch in unterschiedlicher Position: Für Mill ist die Bildung der breiten Bevölkerung die Prämisse für die erfolgreiche Implementierung des Sozialismus. Für Wilde wiederum ist Bildung die Konklusion aus einer gelungenen Implementierung des Sozialismus. Bei Mill muss der Mensch also erst zum Sozialismus erzogen werden, während Wilde die Menschen unter dem

Sozialismus ihre individuellen Anlagen ausleben sieht, die nach seinem Verständnis ihre Vollendung in künstlerischer Schaffenskraft und kultureller Bildung erfahren.

5.2.1. Bildung bei John Stuart Mill

Um den Zweck der Bildung für den Sozialismus zu erläutern, soll zunächst einmal der Bildungsbegriff Mills umrissen werden. Sein Bildungsbegriff ist in seiner Grundauffassung geprägt vom humanistischen Ideal Humboldts (MILL 2009: 163) und richtet sich an der inhärenten Würde des Individuums aus, welche seinem Leben durch die Ausbildung des individuellen Potenzials zuteilwird. Schon der humanistische Bildungsbegriff orientiert sich an der ganzheitlichen Ausbildung der Person und ihrer individuellen Setzung in der Welt. Dabei wird Bildung mehr als Selbstzweck betrachtet denn als Zweckgerichtetetheit auf eine Profession. Einem solchen, humanistischen Bildungsideal verschreibt sich auch Mill, der anlässlich seiner Eröffnungsrede an der irischen Universität St. Andrews im Jahr 1867 schreibt:

„What professional men should carry away with them from an University, is not professional knowledge, but that which should direct the use of their professional knowledge, and bring the light of general culture to illuminate the technicalities of a special pursuit. Men may be competent lawyers without general education, but it depends on general education to make them philosophic lawyers—who demand, and are capable of apprehending,[sic!] principles, instead of merely cramming their memory with details.“ (MILL 1984: 217)

Das Ziel seiner Bildung ist also nicht jener Mensch, der alle Fakten gelernt hat und wiedergeben kann, sondern dieser, der die Fakten in ein kongruentes Ganzes zu fassen vermag. Sein Ziel ist nicht zuvorderst die Aneignung von Fertigkeiten zur Ausübung eines Broterwerbs, sondern die ganzheitliche Bildung an sich, zur Förderung von „capable and cultivated human beings“ (MILL 1984: 217). Dabei sieht Mill nicht nur im expliziten Unterrichten, sondern auch in der

persönlichen Lebenserfahrung eines Jeden einen großen Beitrag zur Herausbildung seiner Persönlichkeit (vgl. MILL 1984: 217 und MILL 2009: 165). Das was nach Mill geschult werden soll, ist vor allem die Fähigkeit, Wissen zu generieren und sowohl Reflexions- als auch Urteilsvermögen zu gewinnen (vgl. MILL 1984: 217). Hierin sieht er „the crown and consummation of a liberal education“ (MILL 1984: 217), also die Vollendung der liberalen Bildung. Das Ergebnis einer Bildung, die auf Urteilsvermögen und Reflexion beruht, ist folglich auch immer eine Bildung, die verschiedene Perspektiven in Betracht zieht und einen Betrachtungsgegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, anstatt ihm mit absolutem Wissen zu begegnen (vgl. MILL 2009: 161).

Die humanistischen Werte von Urteilsvermögen und Selbstsetzung des Menschen in der Welt entsprechen auch der Erziehungsmaxime, die in Mills Autobiographie bei der ihm zugesuchten Erziehung durchscheint (vgl. WOLF 2011: 12f.). Im Konkreten plädiert er in seiner Freiheitsschrift für eine allgemeine Schulpflicht, bei der es allerdings nicht dem Staat, sondern den Eltern obliegt, welche Bildung sie ihren Kindern zuteilwerden lassen (vgl. MILL 2009: 299). Öffentliche Schulen stünden hier in gesundem Wettbewerb zu Schulen anderer Institutionen, sodass die Eltern eine freie Wahl treffen können. Eine alleinige Schulbildung durch staatliche Bildungseinrichtungen sieht Mill nicht als Option, da diese ihm zufolge zu Uniformität führt, was im Sinne der humanistischen Bildung nicht wünschenswert ist (MILL 2009: 301). Allerdings sollte es im jährlichen Turnus allgemeine Prüfungen geben, bei denen ausschließlich „Fakten und exakte Wissenschaften“ (Mill 2009: 303) geprüft werden sollen. Das bedeutet, dass beispielsweise in puncto Religion allein die begründeten Theorien und Lehren examiniert werden, unabhängig von der persönlichen Glaubensüberzeugung des Einzelnen (MILL 2009: 303). Hier zeigt sich exemplarisch der rationale und aufgeklärte Geist Mills, der begründete Fakten und intellektuelle Befähigung über bloße Meinungen oder sinnliches Glück stellt (vgl. MILL 2006: 33).

Ebenso sieht Mill einen beträchtlichen Bildungsgewinn in der Einübung praktischer Fähigkeiten, wie die Partizipation in Gemeindeverwaltungen oder Organen industrieller und philanthropischer Einrichtungen (vgl. MILL 2009: 309). So schreibt er, dass durch die Partizipation in diesen „freiwillige[n]

Vereinigungen“ (MILL 2009: 309) die Energie des Einzelnen gestärkt wird und er in praktischer Umsetzung seine Urteilsfähigkeit schulen kann (vgl. MILL 2009: 309). Diese Schulung bereite den Menschen gleichsam auf das weitere Leben in der Gemeinschaft vor, auch wenn der Einzelne nicht im gleichen Maße für die jeweiligen Aufgaben geeignet sein mag, wie ein offizieller Regierungsbeamter (vgl. MILL 2009: 309f.). Die praktische Anteilnahme stellt für Mill zugleich das Mittel zu geistiger Erziehung wie zur eigenen Entwicklung dar und spielt ebenso eine entscheidende Rolle in der „nationalen Erziehung“ (MILL 2009: 311), wie Mill im fünften Kapitel seiner Freiheitsschrift ausführt. Er schreibt:

„[die praktische Partizipation ist] in Wahrheit die eigentliche Bildungsstätte des Bürgers, der praktische Teil der politischen Erziehung eines freien Volkes, die [den Menschen] aus dem engen Zirkel persönlicher und familiärer Selbstsucht herausführt, [ihn] mit dem Erfassen gemeinsamer Interessen, der Bewältigung gemeinsamer Belange vertraut macht und [ihn] daran gewöhnt, nach gemeinnützigen oder halb gemeinnützigen Motiven zu handeln und sein Verhalten von Zielen leiten zu lassen, die alle miteinander verbinden statt voneinander isolieren.“ (MILL 2009: 311)

Die genaue Betrachtung dieser Überzeugung lagert er auf einen späteren Zeitpunkt aus, und sie scheint in seiner Sozialismusschrift konkret behandelt zu werden. Nachdem Mill festgestellt hat, dass auch unter dem Sozialismus keine reine Selbstlosigkeit vorherrschen würde, sondern Wettstreit und das Streben nach Macht weiter fortbestünden, drückt er die Relevanz der freien Meinungsbildung aus, die auch in seiner Freiheitsschrift zum Tragen kam (vgl. MILL 2016: 101 und MILL 2009: 161). Nachfolgend behandelt er exemplarisch das Thema der Bildung, wobei er kommunistische Systeme bezüglich der freien Wahl unterschiedlicher Ausbildungswege im Nachteil sieht, da diese ungleich mehr Eingriffe in die Erziehung vorsehen als liberale Systeme (vgl. MILL 2016: 102f.). Individualität und deren gesellschaftlicher Ausdruck können ihm zufolge allein dadurch aufrechterhalten werden, dass sich die Menschen in unterschiedlichen Genossenschaften zusammenschließen können (vgl. MILL 2016: 104). Eine Partizipation in diesen Genossenschaften sieht Mill laut Buchstein (MILL 2016: 143) aus verschiedenen Gründen als sinnvoll an, und ein entscheidender Grund

ist die Erziehung, welche die Menschen in Genossenschaften durchlaufen. Dabei spricht er von einer Erziehung der Nation, die zu durchlaufen für den Sozialismus von einiger Bedeutung, obgleich schwierig zu erreichen ist. Für ihn bringt die Einübung der politischen Partizipation in Genossenschaften eben jene Vorteile, von denen er in seiner Freiheitsschrift spricht. Äquivalent hierzu schreibt er in der Schrift über den Sozialismus:

„Nur das eine ist gewiss, dass der Kommunismus zu seinem Gedeihen einer hohen Stufe der sittlichen wie der geistigen Bildung [...] bedarf, – der sittlichen, damit sie es lernen, ohne jede Aussicht auf Privatvorteil, nur aufgrund ihres Anteils am gemeinsamen Interesse der Genossenschaft, [...] die ihnen obliegende Lebensarbeit rechtschaffen und eifrig zu vollbringen, – der geistigen, damit sie imstande seien, entfernte Interessen richtig abzuschätzen, [...] zum Mindesten so weit als dies nötig ist, um hierauf bezüglich gute Ratschläge von schlechten zu unterscheiden.“ (MILL 2016: 105)

Der Zweck einer allgemeinen oder nationalen Bildung ist für Mill hier also kongruent zu früheren Ansichten die Erziehung aller zur Wahrung der Interessen aller anderen, bei gleichzeitiger Gewährleistung der individualistischen Interessen des Einzelnen. Auch aus entwicklungsökonomischer Sicht ist die Einübung in Genossenschaften sinnvoll, da laut Mill eine Gesellschaftsform nicht „mit einem Schlag“ eingeführt werden sollte, sondern vorher geprüft und verifiziert werden muss. Sind die Genossenschaften erfolgreich, stellt dies einen Indikator für den Erfolg des kommunistischen bzw. sozialistischen Systems dar, ebenso wie für die „sittliche Reife“ der Allgemeinheit (vgl. MILL 2016: 105).

In der genannten Textstelle wird auch ersichtlich, dass für Mill die „sittliche Reife“, die durch Erziehung und Bildung erlangt wird, konstitutiv für das Gelingen des Sozialismus ist.¹⁶ Fehlt es den Menschen an Reife, sich den Interessen aller zu unterstellen, sieht sich das System durch persönliche Macht- und Geltungssucht schwerwiegenden Hürden gegenüberstehen. Dabei ist die

¹⁶ Mill geht hierbei sogar soweit zu postulieren, die genossenschaftliche Bildung trage soweit zur Bildung der Einzelnen bei, dass diese auch im privaten Bereich „vernünftiger“ würden und beispielsweise weniger Nachkommen zeugen würden, was wiederum zu einer Verbesserung auf dem Arbeitsmarkt führen würde (MILL 2016: 143).

Unterstellung unter die Interessen aller nicht mit Uniformität oder Selbstveräußerung gleichzusetzen – die eigenen, individuellen Interessen werden von anderen in gleichem Maße mitbedacht, wie das Individuum die Interessen der anderen mitbedenkt. Die praktische Partizipation in „freiwillige[n] Vereinigungen“ (MILL 2009: 309), wie Genossenschaften es sind, haben also eine wichtige Bildungsfunktion hinsichtlich Urteilsfähigkeit und Altruismus und sind notwendig, da der sozialistische Gemeinschaftssinn in Mills Verständnis nur unter der Voraussetzung eines höheren Maßes an geistiger und sittlicher Bildung erreicht werden kann.

5.2.2. Bildung bei Oscar Wilde

Während Mill Bildung als grundlegend dafür sieht, dass der Sozialismus gedeihen kann, sieht Wilde den Sozialismus als grundlegend dafür, dass der Mensch Bildung erlangt. Diese Ansichten scheinen sich diametral entgegenzustehen, doch lassen sich bei näherer Betrachtung einige Parallelen finden. Auch Wilde versteht Bildung als ein Privileg der wohlhabenderen Klassen und sieht dies unter ästhetischen Aspekten als Übel an, da die Menschen nur durch Bildung zu einem „schönen Gegenstand der Betrachtung“ werden, wie MILL (2009: 179) es nennen würde, oder zu anmutigen Wesen, wie Wilde es nennen würde (vgl. WILDE 2013: 445). Wilde sieht auch das selbstermächtigende Potenzial der Bildung, wenn er in seinem Theaterstück „The importance of being earnest“ Bracknell die folgenden Worte in den Mund legt:

„[...] The whole theory of modern education is radically unsound. Fortunately in England, at any rate, education produces no effect whatsoever. If it did, it would prove a serious danger to the upper classes, and probably lead to acts of violence in Grosvenor Square. [...]“ (WILDE 2014: 19)

Er erkennt also Bildung als eine Form der Selbstermächtigung an, die im gewissen Maße notwendig ist, um die unteren Klassen Englands die Ungerechtigkeit ihrer Situation erkennen zu lassen und somit ganz konvergent zu Mill die Grundlage zu Umwälzungen in der Gesellschaft bilden kann.

Des Weiteren erkennt auch Wilde Bildung nicht nur als Form der Ausbildung auf einen Beruf hin an, sondern stellt die individuelle Erfahrung als etwas heraus, das ebenso zur Bildung beiträgt oder sogar die wichtigste Form der Bildung darstellt. So schreibt er in seiner Aphorismensammlung *A few maxims for the instruction of the over educated*: „Education is an admirable thing. But it is well to remember from time to time that nothing that is worth knowing can be taught“ (WILDE 2000: 570). Ebenso wie MILL (2009: 165) stellt er hier die individuellen Erfahrungen und gewissermaßen die praktische Teilhabe am Leben als etwas heraus, aus dem ein jeder seine eigenen Schlüsse ziehen muss und die reichhaltiger sein können als die Vermittlung von Fakten oder Schlüssen, die andere aus ihren Erfahrungen gezogen haben. Ersichtlich wird dies auch in einem anschließenden Aphorismus, in dem Wilde, ähnlich wie Mill, seine Ablehnung gegen starre Wissenstradition äußert, die als Faktum absolut gesetzt wird. Er spricht von der Degradierung von Wahrheiten zu Fakten, was impliziert, dass diese Fakten keiner Prüfung mehr unterzogen und nicht hinterfragt werden, wodurch sie zum Bestandteil eines starren Wissenskanons degradieren¹⁷. Auch Wilde könnte unterstellt werden, dass er sich dem humanistischen Ideal der folgerichtigen Entwicklung des Individuums verschreiben würde. Betrachtet man beispielsweise einen Ausspruch aus seinen *Sätzen und Weisheiten zum Gebrauch für die Jugend*, lässt sich das Primat der individuellen Entwicklung auf Kosten einer Lohnarbeit wie folgt illustrieren:

„Es liegt etwas Tragisches darin, dass es in England im Augenblick eine derart große Anzahl von jungen Menschen gibt, die das Leben mit einem vollkommenen Charakter beginnen und am Ende irgendeinem nützlichen Broterwerb nachgehen.“ (WILDE 2013: 480).

In diesem Aphorismus wird das humanistische Bildungsideal zwar nicht expliziert, dennoch lässt sich implizit der Schluss auf ein solches Verständnis ziehen. Unter dem vollkommenen Charakter zu Beginn des Lebens, gewissermaßen vor jedweder Bildungsaneignung, könnte man die Anlagen und Potenziale verstehen,

¹⁷ vgl. WILDE (2000: 570): „The English are always degrading truths into facts. When a truth becomes a fact, it loses all its intellectual value“.

die das Individuum im Laufe seines Lebens seiner Natur folgend intensivieren und ausbilden könnte, würde es nicht durch die extrinsischen Bildungsanforderungen und den starren Bildungskanon zu einseitigem, starrem Wissen, womöglich ganz entgegen seiner Natur, erzogen. Man könnte also annehmen, dass auch Wilde unter der optimalen Bildung nicht die alleinige Wissensaneignung zugunsten eines Broterwerbs sieht, sondern eher die „harmonischste Entwicklung [...] zu einem kompletten und folgerichtigen Ganzen“ (MILL 2009: 163).

Worin allerdings die Natur eines jeden liegt, darin scheint Mill mehr Offenheit zu beweisen als Wilde. Während jener niemals in Frage stellt, dass verschiedene Individuen unterschiedlichen Interessen und Lebensführungen nachgehen wollen und ihre Erfüllung in verschiedensten Tätigkeiten finden können, scheint Wilde andere mit seinem Maß zu messen und in seinen eigenen, künstlerischen Ansprüchen die höchste Selbstverwirklichung zu sehen. Für ihn wird Bildung in einem Atemzug mit künstlerischem Ausdruck genannt. Besieht man sich erneut das Zitat aus seiner Sozialismusschrift auf Seite 445, wird ersichtlich, worin Wilde Selbstverwirklichung und „Selbstvollendung“ erreicht sieht. Selbstvollendung kann dort nur erreichen, wer aufgrund von Vermögen in der Lage ist, seiner Natur nachzugehen: „Das sind die Dichter, die Philosophen, die Gelehrten, die Gebildeten“ (WILDE 2013: 450). Bildung wird also zum einen als Selbstvollendung des Menschen angesehen, zum anderen soll der Mensch unter dem Sozialismus, während die Maschinen alle niedere Arbeit verrichten, „das Schöne“ schaffen (WILDE 2013: 457). Für Wilde ist die individualistische Selbstvollendung und das Nachgehen seiner individualistischen Bestrebungen das eigentliche Ziel des Menschen, sowie das eigentliche Ziel des Sozialismus (vgl. WILDE 2013: 476). In der „einzig[...] wirkliche[n] Form des Individualismus“ sieht er allerdings „die Kunst“ (WILDE 2013: 458). Ob individuelle Selbstvollendung tatsächlich auf den Bereich der kulturellen und geistigen Bildung beschränkt ist, darüber soll hier nicht entschieden werden, ersichtlich ist allerdings, dass die Selbstentfaltung für Wilde eng mit der kulturellen Bildung und dem Schaffen des Schönen verknüpft ist. Im Sozialismus sieht er schließlich eine Gemeinschaft von Individuen, die ihre künstlerische oder geistige Natur entfalten und gemeinsam „das Schöne“, also Kunst und Kultur erschaffen. Für Wilde ist

der Begriff der Bildung eng mit dem Verständnis der individuellen Ausbildung dieser geistigen und künstlerischen Anlagen verknüpft, und der Sozialismus wird letzten Endes in seiner Umsetzung eben diese Ausbildung fördern und das Schöne hervorbringen.

5.3. Der Dandy und das Genie im Sozialismus

Die Zweckgerichtetheit des Sozialismus auf die Verwirklichung des Individualismus jedes Einzelnen und, in seiner letzten Auswirkung, der Erschaffung von Kultur und Kunst, lässt sich, neben einer Übertragung persönlicher Werte, auch auf den Grundsatz der Kunst um der Kunst Willen zurückführen. Wilde bettet in seine Sozialismusschrift einige Passagen ein, in denen er sein Kunstverständnis mit der genannten Maxime zum Ausdruck bringt. Was Wilde sich möglicherweise vorstellt, ist eine sozialistische Gesellschaft von individualistischen Künstlern, die keinen Egoismus und Eigennutz kennen, sondern allein selbstlos handeln.

Was Mill betrifft, stellt dieser das Genie als einen Menschen von besonderer Energie und Originalität dar, der es wagt, exzentrischer zu sein als andere und sich gegen die vorhandene Sitte zu wehren. Eine Beschreibung, die so auch auf Oscar Wilde zutreffen würde. Was Mill unter dem Genie versteht und welche Rolle dieses im Sozialismus einnehmen könnte, soll nachfolgend eruiert werden.

5.3.1. Geniebegriff bei John Stuart Mill

Nachdem Mill im Zuge seiner Ausführungen zum Individualismus deutlich gemacht hat, dass er unter individualistisch veranlagten Menschen solche versteht, die energiegeladener und origineller sind als der durchschnittliche Bürger, geht er in der zweiten Hälfte des dritten Kapitels der Freiheitsschrift auch näher auf das sogenannte Genie ein. Dieses könnte bei Mill als eine zugespitzte Version des Individualisten gesehen werden. Denn er schreibt:

„Personen von Genie sind *ex vi termini* individueller als andere Leute, folglich weniger fähig, sich ohne schmerzhaften Zwang in eine der wenig zahlreichen Formen hineinzupassen, die die Gesellschaft bereithält, um ihren Mitgliedern die Mühe zu ersparen, sich selbst einen Charakter zu formen“ (MILL 2009: 185).

Allein gelänge es der Gesellschaft zu oft, Personen von Genie zur Gewöhnlichkeit herabzudrücken, wodurch ihr Nutzen für die Gesellschaft verloren geht. Es bedarf eines starken Charakters, um sich gegen die Ansprüche der Gesellschaft zu stellen und die eigene Energie in die entsprechende Richtung zu lenken.

Mill hat bereits zuvor dargelegt, dass er individuelle Personen als Tragsäulen der Gesellschaft ansieht, die Innovation und Fortschritt bringen können, sofern man sie gewähren lässt. Dass es ihm damit ganz ernst ist, bestätigt sich auch in der Freiheitsschrift auf Seite 186f., wenn er ausdrücklich betont, dass es sich hierbei nicht nur pro *Forma* um ein Problem handelt, sondern die meisten Menschen das Genie zwar billigen, sofern es für schöne, aber leichte Kunst verantwortlich zeichnet, es aber verspotten und ächten, sobald es mit Exzentrik oder „Ursprünglichkeit im Denken und Tun“ (MILL 2009: 187) zusammenhängt (vgl. MILL 2009: 186f). So gehe auch die allgemeine Tendenz in die Richtung der Mittelmäßigkeit und Uniformität, eine Tendenz, die nach MILL (2009: 187f.) sehr zu bedauern ist. Die Kontrolle der Masse sei in England, nicht zuletzt durch die Meinungsbildung der öffentlichen Presse, so absolut geworden, dass es schon ein Verdienst sei, sich der Meinung der Masse auch nur entgegenzustellen – gleich, ob die entgegengestellte Meinung wahr oder unwahr ist (vgl. MILL 2009: 191). Denn was Mill bei der Masse beobachtet ist gesammelte Mittelmäßigkeit, die sich immer wieder selbst bestätigt. Das ist wohl darauf zurückzuführen, dass niemand je etwas sagen oder tun will, was nicht angemessen erscheint und sich der Konsens bei einer großen Masse dort einpendelt, wo er auf möglichst viel Zustimmung stößt, also in mittleren Positionen und Ansichten anstelle von extremen. Diese Mittelmäßigkeit sei so absolut, dass jeder Versuch, sie aufzubrechen und zu hinterfragen schon eine Errungenschaft darstellt (vgl. MILL 2009: 191). Es ist also, in Mills Worten, „erwünscht, dass man exzentrisch ist, um diese Tyrannei zu durchbrechen“ (MILL

2009: 191). Die größte Gefahr sieht Mill zu seiner Zeit darin, „dass so wenige wagen, exzentrisch zu sein“ (MILL 2009: 191), da die größten Impulse immer noch von einzelnen Individuen ausgingen, die durch besondere Charakterstärke und besondere individuelle Ausbildung gekennzeichnet sind (vgl. MILL 2009: 190f.). Diese haben es zur Aufgabe, die anderen Menschen anzuleiten – wohlgemerkt auf freiwilliger Basis anzuleiten, nicht durch Zwang zu beherrschen. Allerdings sieht er auch die Gefahren, die mit einem zu hohen Maß an Exzentrik einhergehen. Man müsse schon „bei Leuten von Rang etwas gelten“ (MILL 2009: 195), um sich in begrenztem Maße den Luxus der Exzentrik herausnehmen zu können (vgl. MILL 2009: 195f.).

Was die Exzentrik und das Ausleben eines starken Charakters, zusammengesetzt aus starken Gefühlen und einem starken Willen, jedenfalls durchbrechen kann, ist „die Tyrannei der Gewohnheit“, die „sich überall dem menschlichen Fortschritt hindernd entgegen [stellt]“ (MILL 2009: 201). „Ein Volk“ so Mill, hört dann auf sich weiterzuentwickeln und fortzuschreiten, „wenn es aufhört, Individualität zu besitzen“ (MILL 2009: 203). Hier wird noch einmal der Zusammenhang zwischen Individualität und Genie deutlich. Das Genie, das individueller ist als die durchschnittliche Masse, wird als Kraft gesehen, die zum Fortschritt antreibt. Dabei hat die englische Gesellschaft zwar nichts gegen den Fortschritt einzuwenden, gegen den Individualismus aber allemal (vgl. MILL 2009: 203). Die finalen Konsequenzen einer solchen Einstellung illustriert Mill am Beispiel von China, dass in frühen Stadien viel Wissen und Weisheit erlangte und ein gutes System hatte, den fähigsten die Macht- und Führungspositionen zu übertragen, dann jedoch im Laufe der Zeit unter der Qing-Dynastie durch die systematische Gleichmachung der Gesellschaft zum Stillstand gekommen ist (vgl. MILL 2009: 205). Auch Europa könnte, so prognostiziert Mill, ein ähnliches Schicksal ereilen, wenn es mit seiner Politik der Gleichmachung durch die „Tyrannei der Gewohnheit“ (MILL 2009: 201) und die „Tyrannei der öffentlichen Meinung“ (MILL 2009: 191) fortfährt. Dass Europa sich so lange auf fortschrittlichen Wegen erhalten konnte, schreibt Mill gerade der Mannigfaltigkeit der Kulturen und Ansichten zu (vgl. MILL 2009: 207). Diese Mannigfaltigkeit gilt es zu verteidigen und der drohenden Uniformität der Gesellschaft entgegenzuwirken, bevor tatsächlich jedwedes Zu widerhandeln des sittlich

angemessenen moralisch und rechtlich bestraft und die Entfaltung individualistischer Personen unterbunden wird.

Es steht zur Frage, wie sich Genies, also Personen von besonders energetischer Individualität, mit einem sozialistischen System vereinbaren lassen. Dazu lässt sich sagen, dass Mill den Idealzustand der Menschen in einer Gesellschaft sicherlich eher bei diesen Personen verorten würde, denn bei der Mittelmäßigkeit, die er der breiten Masse attestiert. Zum einen lässt sich sagen, dass ein gesellschaftlicher Fortschritt, wie es der Sozialismus ist, nur von Personen erdacht werden kann, die entgegen der herrschenden Ordnungen denken und stark genug sind, diese Gedanken auch zu vertreten. Es benötigt also besonders charakterstarke Personen, oder Genies, die sich für den Fortschritt einsetzen und diesen antreiben. Speziell für den Sozialismus benötigt es laut Mill ein hohes Maß an Bildung, womit er nicht nur die fachliche Ausbildung, sondern die individuelle Ausbildung der eigenen Anlagen meint. Es benötigt also für den Sozialismus individualistisch gebildete Menschen, die das Wohl der Gemeinschaft und jedes Einzelnen berücksichtigen. Für Mill wären Genies somit bei den Initiatoren gesellschaftlicher Veränderungen zu verorten. Interessant ist abschließend auch, dass Mill Personen von Genie nicht glorifiziert, sondern sie gewissermaßen als extreme Ausprägung auf dem Spektrum des Individualismus verortet. Eine Steigerung des Individualismus auf diesem Spektrum wäre aus Mills Perspektive sicherlich für jede Gesellschaftsform wünschenswert und gewinnbringend.

5.3.2. Geniebegriff bei Oscar Wilde

Seine Verlautbarung, die Tragödie seines Lebens bestehe darin, dass er für sein Werk zugunsten seines Lebens nur sein halbes Genie aufgebracht habe, stimmt so nicht ganz. Denn auch Wildes Werk ist gezeichnet von dem individuellen und originellen Geist, den Mill wohl in einem Genie vereint sehen würde. Bezeichnend ist hierfür auch die Proklamation: „Durch den Ungehorsam ist man zum Fortschritt gelangt, durch den Ungehorsam und durch die Empörung“ (WILDE 2013: 446). Hier schlägt sich die vormals bei Mill genannte Ansicht des Individualismus als progressive Kraft in einem Satz nieder. Die Ausformung des

Genies nimmt bei Wilde allerdings bestimmtere Formen an als bei dem britischen Philosophen. Jener unterstellt sich dem Dandyismus, dem „cult of beauty“ (KRÄMER /KNOLL 2013: 163) und dem Ästhetizismus. Der Dandy lässt sich vielleicht mit den Worten Marcus Ottos definieren, der den Dandy dadurch charakterisiert,

„[...] dass er bezogen auf historisch etablierte Figuren der Inklusion und der Subjektivierung im 19. Jahrhundert gerade deren Umkehrung inszenierte und verkörperte. Zunächst einmal steigerte der Dandy allerdings die Logik der Exklusionsindividualität dergestalt zur Paradoxie, dass er den konventionellen Sachverhalt der Exklusionsindividualität, das Individuum gerade in der Umwelt, also außerhalb sozialer Systeme zu konstituieren, durch eine exzentrische Exklusion aus den damit korrespondierenden konventionellen Leistungs- und Publikumsrollen der sich im 19. Jahrhundert irreversibel etablierenden funktional differenzierten Gesellschaft ergänzte und gleichsam überbot.“ (OTTO 2013: 283)

Diese exzentrische Exklusion erreicht der Dandy durch seinen „unbändigen Willen zur perfekten Form“ (KRÄMER 2013: 164) und durch die ironisch-satirische Entlarvung der Paradoxien der, vorzugsweise aristokratischen, Gesellschaft, die er vom Standpunkt eines vermeintlich außerhalb Stehenden betrachtet. Inhaltlich geht es hier insbesondere um die Infragestellung und ironisierende Darstellung der fundamentalen Grundüberzeugungen der Gesellschaft, wie ihrer „Ernsthaftigkeit [...] Gewissenhaftigkeit [...] und Gutherzigkeit [...]“ (vgl. KRÄMER 2013: 164).

So stellt auch Wilde konsequent die geltende viktorianische Moral in Frage und stellt beispielsweise in „The Importance of Being Earnest“ eben jene Ernsthaftigkeit und Gewissenhaftigkeit auf den Kopf. Auch Wilde inszeniert sich durch seine extravagante Kleidung und seinen Hang zu Paradoxie und Ironie als Außenstehender der Gesellschaft und verhielt sich zeitlebens, als würden die Gesetze, die für die Gesellschaft allgemein Gültigkeit besitzen, für ihn nicht gelten. Sein Gebaren während des Anklageprozesses scheint von dieser Überzeugung zu sprechen.

Laut Lucia KRÄMER (2013: 159) war Wildes Zuordnung zum Dandy jedoch eher eine Maske, derer er sich bediente, und die er in seiner späteren *De*

Profundis Schrift selbstkritisch reflektiert. Doch auch in seinen anderen Werken scheint das Maskenhafte immer wieder durch, zum Beispiel in der Figur des Lord Henry im *Dorian Gray*. Auch Günter ERBE (2017: 38) sieht in der Ausgestaltung der Oberflächlichkeit den Dandy als eine „vollständig in der Erscheinung aufgehende Person, die zur Maske geronnen ist“.

Für den Dandy ist die äußere Erscheinung und verfeinerte Ästhetik das wichtigste Mittel, um sich in einem Überlegenheitsgefühl von der breiten Masse abzuheben. In der Kleidung fand einer der ersten Dandys, George Brummell, „nicht nur den äußeren Zweck“ bedient, sondern die „Idee höchster ästhetischer Vollkommenheit“ zur Vollendung gelangt (ERBE 2017: 36). Gerade bei George Brummell findet sich in seiner Kleidung auch ein gesellschaftliches Aktivierungspotenzial. Wie ERBE (2017: 35) schreibt, vollzog sich durch den Stilwandel des Dandys auch eine äußere Vermischung der Standeszugehörigkeit, „am Erscheinungsbild war nicht mehr ablesbar, welcher gesellschaftlichen Schicht der Betreffende angehörte.“ (ERBE 2017: 35). Die Kennzeichen der gesellschaftlichen Zugehörigkeit wurden sublimer und erforderten ein genaueres Hinsehen, wodurch ein Herzog für das ungeübte Auge nicht mehr von seinem Diener zu unterscheiden war (ERBE 2017: 35). Dies kann zum einen auf Brummells eigenes Bestreben zurückzuführen sein, sich in der aristokratischen Gesellschaft zu etablieren, zum anderen könnte es auch als Provokation und Auflehnung gegen die geltende gesellschaftliche Struktur verstanden werden. Denn auch die bewusste Provokation und Auflehnung gegen allgemein vorherrschende Sitte und Norm kann laut ERBE (2017: 45) als ein wichtiges Kennzeichen des Dandytums gelesen werden.

Auch Oscar Wilde provoziert in seinen Gesellschaftskomödien immer wieder die geltenden Normen und stellt sie so als etwas nicht-naturgegebenes infrage. Damit ist zwar zum einen der Grundstein für gesellschaftliche Debatten und den öffentlichen Diskurs gelegt, zum anderen kennzeichnet es den Dandy gerade, dass er keine festen normativen Überzeugungen hat, sondern er sich vornehmlich in der Anti-position gefällt, welche auch immer das sein möge (Erbe 2017: 45). Diese Denkweise klingt auch in Oscar Wildes Aphorismus: „In allen unwichtigen Fragen ist Stil, nicht Aufrichtigkeit das Wesentliche. In allen wichtigen Fragen ist Stil, nicht Aufrichtigkeit das Wesentliche“ an (WILDE 2013:

478). Hier zeigt sich allerdings auch die Substanzlosigkeit des Dandys, der weniger feste Überzeugungen in sich trägt und diese nach Außen vermitteln möchte, als dass er sich in jeder Situation schlicht gegen die vorherrschende Meinung stellt, unabhängig seiner eigenen inneren Überzeugungen. Was der Dandy also leisten kann, ist der Anstoß eines Diskurses und die kritische Betrachtung der geltenden Norm. An der tatsächlichen, zielgerichteten Veränderung der Gesellschaft liegt ihm allerdings nicht. Der Dandy lässt sich nicht „ohne schmerzhaften Zwang“ in die vorgefertigten Rollen pressen, „die die Gesellschaft bereithält“ (MILL 2009: 185) und dennoch unterscheidet er sich von den individualistischen, charakterstarken Persönlichkeiten, die Mill beschreibt. Denn die Oberflächlichkeit und Provokation des Dandys entzieht ihn gleichermaßen der Gesellschaft und stellt sie ihm entgegen – zudem kann er sich ohne normative Werte wohl nicht zum Ideal Mills eines in sich kongruenten und „folgerichtigen Ganzen“ (MILL 2009: 163) entwickeln. Was das Genie bei Mill also auszeichnet, seine Charakterstärke und energische Persönlichkeit, die den gesellschaftlichen Fortschritt vorantreiben soll, versucht der Dandy bei Wilde durch „Ungehorsam und Rebellion“ zu erreichen. Während ersterer tatsächlichen Progress bewirken kann, bewirkt letzterer eher das Bewahren vor dem Erstarren des Wissens „zur formelhaften Tradition“, ohne an dessen Stelle andere Werte, abgesehen vom Ästhetizismus, setzen zu können oder zu wollen.

6. Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Sozialismuskonzeptionen

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Positionen, die Mill und Wilde bezüglich des Sozialismus darlegen, in ihren normativen Grundüberzeugungen etliche Übereinstimmungen aufweisen. Mills Position des *qualified socialism* zielt darauf ab, die Vorteile des Sozialismus mit den Wirkungsstrukturen einer liberalen Marktwirtschaft zu vereinbaren (vgl. CAPALDI 1983: 8). Dabei muss für ihn die freie Entfaltung des Menschen jedenfalls gewahrt bleiben. An kommunistischen oder unqualifizierten sozialistischen Systemen kritisiert er insbesondere genau den Mangel an dieser Freiheit. Damit wendet er sich auch

gegen eine marxistische Geschichtsschreibung und eine revolutionäre Umgestaltung des politischen Systems (vgl. CAPALDI 1983: 8 und Mill 2016: 86). Sein *qualified socialism* zeichnet sich konträr zu diesen Ansätzen gerade durch wohlüberlegtes Handeln und Ausprobieren aus, wonach die einzelnen Lösungsvorschläge erst im Kleinen examiniert werden sollen, bevor sie sich als valide oder fallibel erweisen. Als Lösungsvorschläge unterbreitet Mill vornehmlich die Anteilnahme der Bürger an Genossenschaften, die den Arbeiter nicht nur an das Unternehmen binden, sondern ihn auch zur Rücksichtnahme auf seine Mitmenschen und zum Sozialismus erziehen sollen.

Das Ziel ist eine Gesellschaft, in welcher jeder seine Anlagen im Sinne der humanistischen Bildung ausleben kann. Hierbei steht das quantitative Wohl der Vielen über dem qualitativen Wohl der Wenigen. Dank der Angleichung der Lebensbedingungen wäre hier auch die Möglichkeit gegeben, dass sich mehr Menschen in besonderer Weise ihren individualistischen Anlagen widmen und als sogenannte „Genies“ zur Antriebskraft der Gesellschaft werden. Im Uniformismus sieht er das schlimmste Übel einer Gesellschaft, da sie ihren Fortschritt und ihre Entwicklung hindert.

Auch Wilde sieht in einer despotischen Umsetzung des Sozialismus zwar eine Gefahr, ist aber weniger praktisch orientiert und plädiert nicht für eine schrittweise Erprobung, sondern klammert die Überlegungen nach der Umsetzbarkeit weitestgehend aus. Seiner Schrift ist ein verträumter Charakter immanent, was sich dadurch äußert, dass sie sich thematisch mit dem Idealbild der Gesellschaft nach der erfolgreichen Umsetzung des Sozialismus beschäftigt. Für ihn steht die Relevanz des Individualismus, ähnlich wie bei Mill, primär im Vordergrund. Er zeichnet das Bild einer Gesellschaft von Menschen, die sich in der Kunst und den geistigen Fähigkeiten üben und dadurch zu ihrer individuellen Vollkommenheit gelangen. Das, was der Mensch unter dem Sozialismus lernt, ist nach Wilde die Sensibilität für Kultur und für den Mitmenschen, sowie für die Anteilnahme an den Freuden des Lebens.

Ein wichtiges Mittel spielt für Wilde, wie für Mill, die Unterstellung der Maschinen unter das Allgemeinwohl, um unverhältnismäßigen Vorteilen, wie sie durch Privatisierung entstehen, entgegenzuwirken. Beide sehen durch die Struktur des Kapitalismus moralisch verwerfliche Verhaltensweisen gefördert, die

entweder, nach Mill, durch Egoismus und Machtstreben entstehen, oder, nach Wilde, durch Armut und Not.

Die Figur des Dandys schließlich lässt sich zwar bei den energischen Persönlichkeiten verorten wie Mill sie beschreibt und kann althergebrachte Normen infragestellen, setzt aber an deren Stelle selten normative Forderungen, die im Großen zu gesellschaftlichen Neuerungen führen würden.

7. Einordnung der sozialistischen Positionen in den sozialistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts

Die Sozialismusschriften Mills und Wildes stehen in der Tradition der sozialistischen Vordenker, die im frühen 19. Jahrhundert nicht nur Pionierarbeit leisteten, sondern auch versuchten, den Sozialismus in die Praxis zu holen. Dabei kann Wildes Ansatz inhaltlich bei den frühen Utopisten verortet werden, die eine utopische Gesellschaft des Sozialismus skizzierten, in der Menschen gemeinschaftlich und harmonisch zusammenleben. So ist sich Wilde dem utopischen Charakter seiner Schrift bewusst, wenn er schreibt:

„Ist das utopisch gedacht? Eine Weltkarte, die das Land Utopia nicht enthielt, verdiente diesen Namen nicht, denn ihr fehlt das einzige Land, in dem die Menschheit immer landet. Und wenn sie dort landet, dann späht sie wieder aus, und sobald sie ein reicheres Land vor sich sieht, segelt sie weiter. Der Fortschritt ist nur die Verwirklichung von Utopien.“ (WILDE 2013: 457)

Im Kern kennzeichnet Wildes Schrift eine starke romantische Verklärung und die Aufbruchsstimmung der frühen Pioniere, wobei auch er, wie im letzten Satz des Zitats deutlich wird, die praktische Umsetzbarkeit der Utopie als Ziel sieht. Dabei führt er, außer der Verallgemeinerung der Maschinen, jedoch nicht viele praktische Umsetzungsmöglichkeiten an, sondern bietet den Entwurf einer Gesellschaft wie sie unter dem Sozialismus vorherrschen könnte. In der aktuellen Forschung ist auch die Auseinandersetzung Wildes mit dem Maler und Dichter William Morris erörtert worden (vgl. FLAHERTY 2020). Morris war Anhänger der Social Democratic Federation, die 1881 von H. M. Hyndman und Helen Taylor

ins Leben gerufen wurde (Webb 1889: 19). Morris war auch der Verfasser des utopischen Romans *News from Nowhere* (1890), in dem die Utopie einer idyllischen, sozialistischen Gesellschaft entworfen wurde (HENDERSON: 2021). Wilde war zwar ein Bewunderer der literarischen Werke Morris, mit dessen sozialistischen Thesen ging Wilde laut Flaherty allerdings nicht konform (FLAHERTY 2020). Das könnte zum einen, wie Flaherty (2020) es beschreibt, daran liegen, dass das Menschenbild in Morris' *News from nowhere* ein einfaches, ländliches und nicht-intellektuelles ist, zum anderen mag das auch am starken Einfluss Ruskins auf Morris liegen (vgl. HENDERSON 2021), von dessen Ansichten Wilde sich zugunsten der Ansichten Walter Paters abwandte. Der Scheidepunkt liegt laut FLAHERTY (2020) gerade im Kunstverständnis, das für Morris vom Kollektiv und für Wilde vom Individualismus her gedacht wurde. Für Morris waren zudem gerade händische und nützliche Arbeiten wie der Straßenbau förderlich für die Zufriedenheit der Menschen (FLAHERTY 2020). Diese Verknüpfung von Kunst und Nützlichkeit könnte dem Kunstverständnis Ruskins geschuldet sein und ist eine Annahme, der Wilde vehement widersprechen würde. Für ihn liegt die Aufgabe des Menschen gerade in der intellektuellen und künstlerischen Selbstverwirklichung, die losgelöst von fremden Ansprüchen und frei von körperlich anstrengenden Aufgaben erfolgen soll. Als Legitimation des Individualismus greift er auf christliche Motive zurück und stellt so in gewisser Weise den Sozialismus als besonders förderlich für die wahre Botschaft des Christentums heraus, die da lautet: Sei du selbst.

Wilde ließe sich im historischen Kontext möglicherweise dem christlichen Sozialismus zuordnen, wenngleich FLAHERTY (2020) anmerkt, dass Wilde sowohl mit den Fabianern als auch mit anarchistischen Strömungen sympathisierte. Strukturell lässt sich Wilde allerdings sicher als Utopist bezeichnen, der die Vision einer möglichen Gesellschaft entwirft und sich Fragen nach der praktischen Umsetzbarkeit weitestgehend entzieht.

Mill hingegen liegt an der praktischen Umsetzbarkeit und sieht hier die größten Chancen in der praktischen Erziehung, die der Mensch in Gesellschaftsverbänden und Genossenschaften einüben soll. Er verwehrt sich gegen anarchistische Positionen ebenso wie gegen kommunistische und revolutionäre Bestrebungen, wie sie von Marx ausgehen. Ihm zufolge bedeutet

eine autoritäre, zentral verwaltete Gesellschaft eine zu große Beschneidung der Freiheitsrechte jedes Bürgers – diese müssen jedoch jedenfalls gewahrt werden (Capaldi: 1983). Die Implementierung des Sozialismus muss nach ihm freiwillig erfolgen und von der Bevölkerung mitgetragen werden, wozu ein Umdenken erforderlich ist, welches die Erziehung in Genossenschaften ermöglichen soll. Mills politische Aktivitäten zeugen davon, dass er den Sozialismus auf friedlichem Wege erreichen wollte und die größte und sicherste Möglichkeit zur Umwälzung innerhalb der Parteien des Parlaments gegeben sah. Dem folgend ist Mills *qualified socialism* zum Syndikalismus oder Trade Unionism zu verorten, wie auch Nicholas Capaldi es in seinem Aufsatz *The Libertarian Philosophy of John Stuart Mill* von 1983 darstellt.

Während Wilde gemäß seiner romantischen Natur also eher bei den frühen Utopisten zu verorten wäre, die, ohne sich mit Fragen der konkreten Anwendbarkeit aufzuhalten, Visionen für ein besseres Leben skizzieren, lässt sich Mill als auch praktisch veranlagter Theoretiker in das Lager der Syndikalisten verorten, die Veränderungen innerhalb des bestehenden Systems durch politische Aktivität und praktische Einübung herbeiführen wollen.

8. Relevanz der behandelten Theorien im 21. Jahrhundert

Abschließend stellt sich die Frage, wie die Gedanken zum Sozialismus der beiden Denker gerade für die heutige Zeit fruchtbar gemacht werden können. Man kann sagen, dass einige Gedanken zum Sozialismus gerade heute Aktualität besitzen, hinsichtlich der Abgrenzung zu autokratischen Gesellschaftssystemen und der Hinwendung zu einem, wie man es nennen könnte, prästarischen Gesellschaftssystem, bei welchem sich die Bevölkerung gegenüber der eigenen sowie gegenüber zukünftigen Generationen bewährt und sich als verantwortungsbewusst erweist.

Wie MILL (2009: 205) bereits in seiner Freiheitsschrift anmerkt, hört eine Gesellschaft dann auf fortschrittlich zu sein, wenn sie kein individualistisches Potenzial mehr besitzt. Am Beispiel China illustriert er, dass eine Gesellschaft,

mag Sie auch vormals noch so fortschrittlich gewesen sein, durch Uniformität und „Tyrannei der Gewohnheit“ (MILL 2009: 203) zum Stillstand kommt. Auch heute lässt sich der Drang zur Gleichmachung und Uniformität exemplarisch an der „Umerziehung“ von Minderheiten feststellen, die gezwungen werden, ihre individuelle, von der gewünschten Norm abweichende Identität aufzugeben. Dieses erzieherische Moment würde Mill sicherlich verurteilen. Für ihn sollte Erziehung am humanistischen Ideal des freien und selbstverantwortlichen Menschen ausgerichtet sein. Anstelle der Erziehung zum Uniformismus wäre für MILL (2009: 163) sicherlich eine Gesellschaft aus sich selbst gesetzgebenden Wesen wünschenswert, die zum verantwortungsvollen Umgang mit Umwelt und Mitmensch erzogen werden. Am Beispiel von China ließe sich zwar laut Bruttoinlandsprodukt kein Stillstand, sondern sogar ein Wachstum feststellen, doch kann zum einen das BIP als angemessener Indikator für eine fortschrittliche Gesellschaft hinterfragt werden¹⁸, zum anderen lässt sich für China ein Stillstand in anderem Hinblick erkennen: Durch die Ein-Kind-Politik, die 1980 eingeführt wurde, hat die Gesellschaft die Struktur alternder Industrieländer¹⁹ und könnte so langfristig zu einem langsameren Wirtschaftswachstum oder zum Stillstand kommen²⁰.

Mill geht davon aus, dass Europa seinen Fortschritt insbesondere der Verschiedenheit der Nationen verdankt, die sich gegenseitig haben gewähren lassen und voneinander lernten (MILL 2009: 207). Er sieht allerdings schon im Jahr 1859 in Europa Tendenzen hin zur Uniformität aufkommen (MILL 2009: 205). MILL (2009: 205) beschreibt hier auch die Unterstellung der Politik unter die öffentliche Meinung, die seiner Auffassung nach ein Übel ist. Die öffentliche Partizipation am politischen Geschehen wird, zumindest im deutschsprachigen

¹⁸ vgl. hierfür beispielsweise den von Hans Diefenbacher und Roland Zieschank entwickelten Nationalen Wohlfahrtsindex (NWI). Nachzulesen in HEUSER, Uwe Jean, „Maßloser Wohlstand“, Die Zeit Nr. 34/2020 (13. August 2020), Link: <https://www.zeit.de/2020/34/wirtschaftswachstum-bip-oekonomie-forschung-klimaschutz-oekologie/seite-3> (letzter Aufruf am 01.06.2020).

¹⁹ vgl. Der Standard, vom 11.Mai 2021, „Chinas Bevölkerung wächst so langsam wie seit Jahrzehnten nicht mehr“, Link: <https://www.derstandard.at/story/2000126547348/chinas-bevoelkerung-auf-1-41-milliarden-gewachsen> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

²⁰ vgl. Chinas Bevölkerung könnte bald schrumpfen, Zeit Online, 11. Mai 2021, Link: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2021-05/china-bevoelkerung-entwicklung-demografie-rueckgang-geburten> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

Bereich, gemeinhin als ein wichtiges Mittel demokratischer Aushandlungsprozesse gesehen und wird auch von deutschen Politkern²¹ oder in Systemen direkter Demokratie²² als Mittel genutzt. Problematisch wird es allerdings laut MILL (2009: 209), wenn Politiker sich dem Willen der öffentlichen Meinung unterstellen und die „Idee [...] schwindet, dem Willen der Öffentlichkeit zu widerstehen“ (MILL 2009:209). Wenn Umfrageprognosen wichtiger werden als die öffentliche Meinung, würde Mill sagen, „hört auch jede soziale Unterstützung der Ungleichförmigkeit auf“ (MILL 2009: 209).

Mill beklagt hier zugleich auch den Verlust von Standesunterschieden, was aus heutiger Sicht problematisch ist. Was er zu seiner Zeit beklagt, könnte hierbei allerdings die Gleichförmigkeit der Gedanken der Allgemeinheit sein, die aufgrund fehlender Unterschiede nicht mehr in Konflikt miteinander geraten, was Uniformität und somit auch Stillstand bedeutet. Übertragen ließe sich dies auf den aktuellen Diskurs um Diversität, bei dem zwar unterschiedliche Identitäten der Ethnizität oder des Geschlechts die gleichen Rechte erhalten sollen, aber gerade auch in Ihrer Unterschiedlichkeit sichtbar gemacht und bewahrt werden sollen, um ihnen eine Stimme zu verleihen. Mill würde bei den gleichen Rechten für jede Bevölkerungsgruppe sicherlich mitgehen, bedenkt man sein Engagement für das Frauenwahlrecht.

Der Diskurs über Sensibilität, der bis ins 18. Jahrhundert zu Rousseau zurück reicht und bei der Debatte um mehr Diversität, aber auch hinsichtlich einer nachhaltigen Zukunft mitschwingt, findet sich ebenso in der Sozialismusschrift Wildes wieder. Laut Burkhard LIEBSCH (2008: 63) stellt Rousseau der vormals sensualistisch, von der Physis her gedachten „passiven Sensibilität“ die „sittliche“ Sensibilität entgegen, die sich durch Einfühlungsvermögen in das Leid anderer auszeichnet und zu tätigem Handeln auffordert (vgl. LIEBSCH 2008: 63). Daran schließt sich auch ein Diskurs des Mitleidsdenkens an, der bei Wilde im letzten Abschnitt breit erörtert wird. Nach Wilde ist die Anteilnahme am Leid anderer allerdings erst die erste Stufe auf dem Weg zu einem „veredelte[n]

²¹ vgl. HASS, Isabelle, „Dein Deutschland. Deine Ideen.“ Website der Christlich demokratischen Union Deutschland. Link: <https://aktion.cdu.de/zusammenmachen> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

²² vgl. Schweizer stimmen über Covid-19-Gesetz ab, Die Presse, 10.05.2021, Link: <https://www.diepresse.com/5977719/schweizer-stimmen-uber-covid-19-gesetz-ab> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

Mitgefühl“ (WILDE 2013: 473), das nicht mehr vom „Egoismus befleckt“ (WILDE 2013: 473) ist, sondern sich gerade durch die Teilnahme am Erfolg der anderen auszeichnet. Von dem im Egoismus verfangenen Mitleid für den anderen, in dem laut WILDE (2013: 473) immer auch die Angst um die eigene Sicherheit mitschwingt, soll der Mensch dahin gelangen, „an der Betrachtung des freudigen Daseins der anderen selbst Freude [zu] finden“ (WILDE 2013: 474). Dafür ist nach Wilde ein gänzlich individuelles Wesen vonnöten, das, so könnte man sagen, selbst beheimatet ist und den anderen in seiner Andersheit bewahrt (STAUDIGL 2009: 78). Hier könnte auch wieder der utilitaristische Grundsatz angeführt werden, nach dem das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl an Menschen gewährleistet werden soll, wobei das persönliche Glück nicht mehr zählt als das der anderen, wobei von einem objektiven Standpunkt aus gewertet wird. Denkt jeder an den anderen, wird jeder mitbedacht, was gerade auch in der Klimadebatte Relevanz hat. Wenn jeder an den anderen denkt, muss zwangsläufig auch an jüngere Generationen gedacht werden, die perspektivisch am gravierendsten von den Folgen des Klimawandels betroffen ist. Zudem kann Wildes Gleichnis der Rose, die nur selbstsüchtig wäre, würde sie von anderen Blumen erwarten, ebenfalls eine Rose zu sein (WILDE 2013: 473), klarerweise auf die Debatte um mehr Diversität übertragen werden. Der wahre, individualistische Mensch erfreut sich an der Individualität und Verschiedenheit anderer Menschen und wird keine Ansprüche an sie erheben, wie sie zu leben haben (vgl. WILDE 2013: 473).

Um das Ziel des Individualismus und der Rücksichtnahme auf andere zu erreichen, könnte man mit Mill sagen, dass auch dies ein Erziehungsprozess ist, den die Menschen durch öffentliche Debatten, vielleicht aber auch durch eine Gewöhnung und Einübung in Verbänden oder in Form von Freiwilligendiensten erreichen können. Wildes weitsichtige Prognose, die Maschinen würden dem Menschen in absehbarer Zukunft alle unleidlichen Arbeiten abnehmen, besitzt heute sicherlich mehr Aktualität denn je. Dabei schließen sich nicht nur moralische Fragen bezüglich künstlicher Intelligenz an, etwa ob man intelligente Roboter beherrschen und gleichsam als Mittel zum Zweck für niedere Aufgaben einsetzen soll – sie bergen ebenso ein erzieherisches Potenzial. Wie Fabian Sommavilla vom Standard in einem Essay bemerkt, könnten Smart Devices wie

Alexa auch dazu genutzt werden, uns beispielsweise zu sexismus- und rassismusfreier Sprache zu erziehen und uns auf diskriminierende Wörter aufmerksam zu machen. So könnten Maschinen nicht nur zu einer besseren Lebensqualität beitragen, sondern uns auch „einen Spiegel“ vorhalten und zu einer „bessere[n] Version unser Selbst“ verhelfen (SOMMAVILLA 2021).

9. Konklusion

Das erste Ziel dieser Arbeit war es herauszufinden, inwiefern die sozialistischen Theorien von Oscar Wilde und John Stuart Mill in Bezug auf gesellschaftliche Veränderungen Aktualität besitzen. Vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Biografien wird die unterschiedliche Herangehensweise beider Denker ersichtlich: John Stuart Mills praktischer, vernunftorientierter Geist und Oscar Wildes romantischer Duktus. Es wundert dabei nicht, dass ersterer der praktisch orientierten Strömung des Trade-Unionism zuzuordnen ist, während die romantisch-verklärte Schrift Wildes im zeitlichen Diskurs bei den Utopisten verortet werden kann.

Es hat sich gezeigt, dass beide früh mit sozialistischen Ideen in Berührung kamen, ohne dass sie diese Gedanken für sich übernahmen. Maßgeblich prägend für die Entstehung der Schriften war in Mills Fall seine Frau, Wilde implementierte die Gedanken Walter Paters und John Ruskins. Doch auch einige von Mills Gedanken übernahm Wilde in seine Schrift über den Sozialismus, was sich insbesondere an der Ähnlichkeit der Formulierungen zeigt. Dies zu zeigen war das zweite Anliegen dieser Arbeit.

Besonders die Gedanken zum Individualismus stimmen bei beiden Denkern überein, aber auch das Ideal einer humanistischen Bildung verbindet sie. Das erzieherische Moment ist es dabei gerade, worin sich Mills Relevanz für aktuelle Debatten zeigt. Jegliche gesellschaftspolitische Veränderung, die nach dem Guten strebt, bedarf der geistigen Erziehung und Reife der Gesellschaft. Für die Klimadebatte ist diese geistige Erziehung relevant, da ein Maß an Reife notwendig ist, um das Wohl nicht nur der Mitmenschen, sondern auch der zukünftigen Menschen zu berücksichtigen.

Wilde denkt bei Bildung auch immer das künstlerische Moment mit. Er plädiert, als Schüler von Walter Pater, für die Erziehung in zwei Richtungen: Zum einen die Schulung der Sensibilität für künstlerischen Ausdruck, zum anderen die Schulung der Sensibilität für die Empfindungen der Mitmenschen. Vornehmlich in der Diversitätsdebatte kommt Wildes Wunsch nach einer sensibleren Gesellschaft zum Tragen. Beide Schriften besitzen also bis heute Aktualität und sind für die Diskurse des 21. Jahrhunderts relevant. Interessant ist dabei auch, dass Oscar Wilde direkt von den Schriften Mills, insbesondere von dessen Freiheitsschrift, beeinflusst wurde.

10. Literaturverzeichnis

ASSMANN, Aleida (2020): Anreicherung der Kultur, Vervielfältigung der Stimmen. In: Benzer, Sabine (Hrsg.): *Kulturelles Erbe – Was uns wichtig ist!* Wien: Folio Verlag.

BEER, Max (1913): *Geschichte des Sozialismus in England*. Stuttgart: Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

CAPALDI, Nicholas (1983): *The Libertarian Philosophy of John Stuart Mill*. In: *Reason Papers* Nr. 9, S. 3-19.

CHAMBRE, Henri und McLELLAN, D. T. (24. März 2020) "Marxism". *Encyclopaedia Britannica*. <https://www.britannica.com/topic/Marxism>.

COE, Jonathan [2015]: *Nummer 11*. Wien: Folio Verlag (2017).

DAGGER, R. und BALL, Terence (1. März 2021). "Socialism". *Encyclopedia Britannica*. <https://www.britannica.com/topic/socialism>.

DERRIDA, Jacques (2001): *Von der Gastfreundschaft*. Wien: Passagenverlag.

ERBE, Günter (2017): *Der moderne Dandy*. Köln: Böhlau Verlag.

FISCHER, Dietrich H., *Ode on Intimations of Immortality from Recollections of Early Childhood. William Wordsworth*. Seite: william-wordsworth.de, Link: <http://www.william-wordsworth.de/translations/ode.html> (letzter Abruf 01.06.2021).

FLAHERTY, Seamus: *Morris, Mill, and Baudelaire: Sources of Wildean Socialism*. In: *History of European Ideas* 46, no. 6 (2020): 827-43.

FUNKE, Peter (1969): *Oscar Wilde in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

HASS, Isabelle: Dein Deutschland. Deine Ideen. Website der Christlich demokratischen Union Deutschland. Link:
<https://aktion.cdu.de/zusammenmachen> (letzter Aufruf am 01.06.2020).

HENDERSON, P. Prichard. (20. März 2021) "William Morris." *Encyclopedia Britannica*. <https://www.britannica.com/biography/William-Morris-British-artist-and-author>.

HEUSER, Uwe Jean und PLETTNER, Roman: Maßloser Wohlstand, Die Zeit Nr. 34/2020 (13. August 2020), Link:
<https://www.zeit.de/2020/34/wirtschaftswachstum-bip-oekonomie-forschung-klimaschutz-oekologie/seite-3> (letzter Aufruf am 01.06.2020).

HEXT, Kate (2010): *The Limitations of Schiller-esque Self-Culture in Pater's Individualist Aesthetics*. In: *Victorian Aesthetic Conditions: Pater across the Arts*, hrsg. v. Elicia Clements und Lesley J. Higgins. London: Palgrave Macmillan, S. 205–19.

HEXT, Kate (2013): *Walter Pater. Individualism and Aesthetic Philosophy*. Edinburgh University Press.

I.L.: Theaterkritik der deutschen Premiere von Oscar Wildes Salomé im kleinen Theater (Schall und Rauch) in Berlin, 1903. Theaterwissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln.

JOHNSTON, Adrian: *Jacques Lacan*, The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Fall 2018 Edition), Edward N. Zalta (ed.), URL: <https://plato.stanford.edu/archives/fall2018/entries/lacan/>.

KOHL, Norbert (1976): *Oscar Wilde. Leben und Werk in Daten und Bildern*. Frankfurt a. M.: Insel Verlag.

KRÄMER, Lucia (2013): *Der gebrochene Dandy. Oscar Wilde im biographischen Spielfilm*. In: *Der Dandy. Ein kulturhistorisches Phänomen im 19. Und 20. Jahrhundert*, S. 159-173. Hrsg.: Anna-Dorothea Ludewig (u.a.). Berlin: Walter de Gruyter.

LEONHARD, Jörn (2009): *John Ruskin. Aesthetik und Gemeinschaft im Zeitalter der ambivalenten Moderne*. In: *Religionsstifter der Moderne. Von Karl Marx bis Johannes Paul II.*, hrsg. v. Alf Christophersen. München: Beck Verlag, S. [94]-105, 292-294.

LIEBSCH, Burkhard (2008): *Menschliche Sensibilität. Inspiration und Überforderung*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

LIESSMANN, Konrad Paul (2020): *Kulturelles Erbe – Formen der Kommunikation über die Zeiten hinweg*. In: Benzer, Sabine (Hrsg.): *Kulturelles Erbe – Was uns wichtig ist!* Wien: Folio Verlag.

MILL, John Stuart [1879]: *Über Sozialismus*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hubertus Buchstein und Sandra Seubert. Hamburg: CEP Europäische Verlagsanstalt (2016).

MILL, John Stuart [1859]: *On Liberty / Über die Freiheit*. Zweispr. Ausgabe, hrg v. Gräfrath, Bernd. Stuttgart: Philipp Reclam jun. Verlag (2009).

MILL, John Stuart [1861/1863]: *Utilitarianism/Der Utilitarismus*. Englisch/Deutsch. Übers. u. hrsg. v. Dieter Birnbacher. Stuttgart: Reclam (2006).

Mill, John Stuart and Taylor, Harriet (1984): *Volume XXI – Essays on Equality, Law, and Education*. In: *The Collected Works of John Stuart Mill*, Hrsg. v. John M. Robson, mit einer Einleitung von Stefan Collini, Toronto: University of

Toronto Press, London: Routledge and Kegan Paul. Link:
https://oll.libertyfund.org/title/mill-the-collected-works-of-john-stuart-mill-volume-xxi-essays-on-equality-law-and-education#lf0223-21_footnote_nt_125_ref
(letzter Abruf 01.06.2021)

OTTO, Markus (2014): *Der Wille zum Subjekt. Zur Genealogie politischer Inklusion in Frankreich (16.-20. Jahrhundert)*. Bielefeld: transcript Verlag.

RUSSELL, David (2018): *Tact. Aesthetic Liberalism and the Essay Form in Nineteenth Century Britain*. Princeton University Press.

SOMMAVILLA, Fabian: *Alexa, der Sexist!*, Der Standard, 02. Mai 2021, Link:
<https://www.derstandard.de/story/2000126297326/alexander-sexist> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

STAUDIGL, Barbara (2009): *Emmanuel Lévinas*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

TAYLOR, Charles (1991): *The Malaise of Modernity*. Erstveröffentlichung in: CBC Radio's Ideas Series, Canadian Broadcasting Corporation.

WEBB, Sidney (1889): Socialism in England. American Economic Association, Vol. IV Nr. 2.

WILDE, Oscar [1888]: *Die Erzählungen und Märchen von Oscar Wilde*. Leipzig: Insel Verlag (1918).

WILDE, Oscar [1891]: *Das Bildnis des Dorian Gray*. Gütersloh: Bertelsmann Verlag (1960).

WILDE, Oscar [1891]: *Über die Seele des Menschen unter dem Sozialismus*. In: *Oscar Wilde. Gesammelte Werke*. Übers. v. Paul Wertheimer u.a., Köln: Anaconda Verlag (2013).

WILDE, Oscar [1894]: *Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend*. In: Oscar Wilde. *Gesammelte Werke*. Übers. v. Paul Wertheimer u.a., Köln: Anaconda Verlag (2013).

WILDE, Oscar [1895]: *The Importance of Being Earnest: A Trivial Comedy for Serious People*. Minneapolis: First Avenue Editions (2014).

WILDE, Oscar [1898]: *Aus dem Gefängnis*. In: Oscar Wilde. *Gesammelte Werke*. Übers. v. Paul Wertheimer u.a., Köln: Anaconda Verlag (2013).

WILDE, Oscar & MURRAY, Isobel (2000): *Oscar Wilde - The Major Works: Vol. [Rev.]*. Oxford: OUP.

WOLF, Jean-Claude (Hrsg.) [1873]: *John Stuart Mill. Autobiografie*. Hamburg: Felix Meiner Verlag (2011).

Chinas Bevölkerung wächst so langsam wie seit Jahrzehnten nicht mehr, Der Standard, 11.Mai 2021, Link:

<https://www.derstandard.at/story/2000126547348/chinas-bevoelkerung-auf-1-41-milliarden-gewachsen> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

Chinas Bevölkerung könnte bald schrumpfen, Zeit Online, 11. Mai 2021, Link:
<https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2021-05/china-bevoelkerung-entwicklung-demografie-rueckgang-geburten> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

Schweizer stimmen über Covid-19-Gesetz ab, Die Presse, 10.05.2021, Link:
<https://www.diepresse.com/5977719/schweizer-stimmen-uber-covid-19-gesetz-ab> (letzter Aufruf am 01.06.2020)

11. Anhang

Anhang 1

Ode on Intimations of Immortality from Recollections of Early Childhood – by William Wordsworth (1770-1850)

O D E

÷

INTIMATIONS OF IMMORTALITY FROM RECOLLECTIONS OF EARLY CHILDHOOD

The Child is father of the Man;
And I could wish my days to be
Bound each to each by natural piety.

I

There was a time when meadow, grove, and stream,
The earth, and every common sight,
To me did seem
Apparelled in celestial light,
The glory and the freshness of a dream.
It is not now as it hath been of yore; –
Turn wheresoe'er I may,
By night or day,
The things which I have seen I now can see no more.

II

The Rainbow comes and goes,
And lovely is the Rose,
The Moon doth with delight
Look round her when the heavens are bare,
Waters on a starry night
Are beautiful and fair;
The sunshine is a glorious birth;
But yet I know, where'er I go,
That there hath past away a glory from the earth.

III

Now, while the birds thus sing a joyous song,
And while the young lambs bound

As to the tabor's sound,
To me alone there came a thought of grief:
A timely utterance gave that thought relief,
 And I again am strong:
The cataracts blow their trumpets from the steep;
No more shall grief of mine the season wrong;
I hear the Echoes through the mountains throng,
The Winds come to me from the fields of sleep,
 And all the earth is gay;
 Land and sea
Give themselves up to jollity,
 And with the heart of May
Doth every Beast keep holiday; –
 Thou child of joy,
Shout round me, let me hear thy shouts, thou happy Shepherd-boy!

IV

Ye blessed Creatures, I have heard the call
 Ye to each other make; I see
The heavens laugh with you in your jubilee;
 My heart is at your festival,
 My head hath its coronal,
The fulness of your bliss, I feel – I feel it all.
 Oh evil day! if I were sullen
 While Earth herself is adorning,
 This sweet May-morning,
 And the Children are culling
 On every side,
 In a thousand valleys far and wide,
 Fresh flowers; while the sun shines warm,
And the Babe leaps up on his Mother's arm: –
 I hear, I hear, with joy I hear!
 – But there's a Tree, of many, one,
 A single Field which I have looked upon,
Both of them speak of something that is gone:
 The Pansy at my feet
 Doth the same tale repeat:
 Wither is fled the visionary gleam?
 Where is it now, the glory and the dream?

V

Our birth is but a sleep and a forgetting:
The Soul that rises with us, our life's Star,
 Hath had elsewhere its setting,

And cometh from afar:
Not in entire forgetfulness,
And not in utter nakedness,
But trailing clouds of glory do we come
From God, who is our home:
Heaven lies about us in our infancy!
Shades of the prison-house begin to close
Upon the growing Boy,
But He beholds the light, and whence it flows,
He sees it in his joy;
The Youth, who daily farther from the east
Must travel, still is Nature's Priest,
And by the vision splendid
Is on his way attended;
At length the Man perceives it die away,
And fade into the light of common day.

VI

Earth fills her lap with pleasures of her own;
Yearnings she hath in her own natural kind,
And, even with something of a Mother's mind,
And no unworthy aim,
The homely Nurse doth all she can
To make her Foster-child, her Inmate Man,
Forget the glories he hath known,
And that imperial palace whence he came.

VII

Behold the Child among his new-born blisses,
A six years' Darling of a pigmy size!
See, where 'mid work of his own hand he lies,
Fretted by sallies of his mother's kisses,
With light upon him from his father's eyes!
See, at his feet, some little plan or chart,
Some fragment from his dream of human life,
Shaped by himself with newly-learned art;
A wedding or a festival,
A mourning or a funeral;
And this hath now his heart,
And unto this he frames his song:
Then will he fit his tongue
To dialogues of business, love, or strife;
But it will not be long
Ere this be thrown aside,

And with new joy and pride
The little Actor cons another part;
Filling from time to time his ‘humorous stage’
With all the Persons, down to palsied Age,
That life brings with her in her equipage;
As if his whole vocation
Where endless imitation.

VIII

Thou, whose exterior semblance doth belie
Thy Soul’s immensity;
Thou best Philosopher, who yet dost keep
Thy heritage, thou Eye among the blind,
That, deaf and silent, read’st the eternal deep,
Haunted for ever by the eternal mind,—
Mighty Prophet! Seer blest!
On whom those truths do rest,
Which we are toiling all our lives to find,
In darkness lost, the darkness of the grave;
Thou, over whom thy Immortality
Broods like the Day, a Master o’er a Slave,
A presence which is not to be put by;
[To whom the grave
Is but a lonely bed without the sense or sight
Of day or the warm light,
A place of thought where we in waiting lie;]
Thou little Child, yet glorious in the might
Of heaven-born freedom on thy being’s height,
Why with such earnest pains dost thou provoke
The years to bring the inevitable yoke,
Thus blindly with thy blessedness at strife?
Full soon thy Soul shall have her earthly freight,
And custom lie upon thee with a weight,
Heavy as frost, and deep almost as life!

IX

O joy! that in our embers
Is something that doth live,
That nature yet remembers
What was so fugitive!
The thought of our past years in me doth breed
Perpetual benediction: not indeed
For that which is most worthy to be blest;
Delight and liberty, the simple creed

Of Childhood, whether busy or at rest,
With new-fledged hope still fluttering in his breast: –
 Not for these I raise
 The song of thanks and praise;
 But for those obstinate questionings
 Of sense and outward things,
 Fallings from us, vanishings;
 Blank misgivings of a Creature
 Moving about in worlds not realized,
High instincts before which our mortal Nature
 Did tremble like a guilty Thing surprised:
 But for those first affections,
 Those shadowy recollections,
 Which, be they what they may,
 Are yet the fountain-light of all our day,
 Are yet a master-light of all our seeing;
 Uphold us, cherish, and have power to make
Our noisy years seem moments in the being
 Of the eternal Silence: truths that wake,
 To perish never:
Which neither listlessness, nor mad endeavour,
 Nor man nor Boy,
 Nor all that is at enmity with joy,
 Can utterly abolish or destroy!
 Hence in a season of calm weather
 Though inland far we be,
Our Souls have sight of that immortal sea
 Which brought us hither,
 Can in a moment travel thither,
And see the Children sport upon the shore,
And hear the mighty waters rolling evermore.

X

Then sing, ye Birds, sing, sing a joyous song!
 And let the young Lambs bound
 As to the tabor's sound!
We in thought will join your throng,
 Ye that pipe and ye that play,
 Ye that through your hearts to-day
 Feel the gladness of the May!
What though the radiance which was once so bright
 Be now for ever taken from my sight,
 Though nothing can bring back the hour
 Of splendour in the grass, of glory in the flower;

We will grieve not, rather find
Strength in what remains behind;
In that primal sympathy
Which having been must ever be;
In the soothing thoughts that spring
Out of human suffering;
In the faith that looks through death,
In years that bring the philosophic mind.

XI

And O, ye Fountains, Meadows, Hills and Groves,
Forebode not any severing of our loves!
Yet in my heart of hearts I feel your might;
I only have relinquished one delight
To live beneath your more habitual sway.
I love the Brooks which down their channels fret,
Even more than when I tripped lightly as they;
The innocent brightness of a new-born Day
Is lovely yet;
The Clouds that gather round the setting sun
Do take a sober colouring from an eye
That hath kept watch o'er man's mortality;
Another race hath been, and other palms are won.
Thanks to the human heart by which we live,
Thanks to its tenderness, its joys, and fears,
To me the meanest flower that blows can give
Thoughts that do often lie too deep for tears.

Quelle: FISCHER, Dietrich H., *Ode on Intimations of Immortality from Recollections of Early Childhood. William Wordsworth.* Seite: william-wordsworth.de, Link: <http://www.william-wordsworth.de/translations/ode.html> (letzter Abruf 01.06.2021).

Anhang 2

Theaterkritik der deutschen Premiere von Oscar Wldes Salomé im kleinen Theater (Schall und Rauch) in Berlin, 1903.

SBC
16.11.02

Das „Kleine Theater“ (Schall und Rauch), das seit einiger Zeit eine charakteristische Rolle in unserem literarischen Leben zu spielen unternimmt, empfing gestern Mittag seine eigentliche große Weihe. Unsere gesammte Künstlerwelt gab sich da ein Stelldechein. Die Vertreter der vorwärtsstrebenden Jugend in der Literatur und Malerei, in Musik und Plastik, aber auch die Neudomäntiker und die schlüchtern sich regende Schule der Ästheten. Alles, was Namen hat oder Namen austrebt in unserer Zeit des frischen und angeregten Künstlerlebens, fand sich auf Einladung der Direction zu einer Mittags-Vorstellung zusammen. Richard Strauss und d'Albert, Leistikow und Bechter — wohin der Blick fiel, lauter Periodicitäten, die der Physiognomie unserer Zeit nach bestimmten Richtungen hin ihr Gepräge geben. Die Schriftstellerwelt war natürlich besonder's stark vertreten — neben den Trägern altherühmter Namen die neueren Stürmer und Dränger, u. A. Steffen George, umringt von seinen Getreuen.

Die interessante Versammlung galt einem interessanten Ereignis.

Wir sind seit einem Dutzend Jahren daran gewöhnt, daß die auffälligsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Bühnenliteratur in den Tagesstunden zur Bretterwelt kommen. An den Sonntag-Vormittagen oder an den Sonnabend-Nachmittagen. Der gute Stern, der den erobernden neuen Richtungen, neuen Talenten, neuen Werken leichtete, war die liebe Sonne höchstselbst. Gestern galt es, Oscar Wilde in Berlin einzuführen, und das mit seinem meistgenannten, für die öffentliche Aufführung bei uns verbotenen Drama, mit „Salomé“. Etwa drei Jahre nach seinem Tode sollte der unglaubliche englische Dichter bei uns ausleben.

Der Dramatiker, der hier gestern zu Worte kam, ist selbst der Held einer Tragödie geworden. Gefeiert von England, Jugend, verächtlich vom Hof, von der vornehmsten Gesellschaft umworben, lebte Oscar Wilde in einer ewigen Weihrauch-Wolke. Wenn er in seinem quassenbeizten Sammtkäppet, in seinen Sammetjoppen, kurzen Höschen und farbigen Seidenstrümpfen öffentlich erschien, der Poet mit dem schönen, blassen, von einem weichen Bartchen umrahmten Gesicht, dann zeigte man sich den Sonderling als eine Art höheres Wesen. Da plötzlich wurde er um einer Verirrung willen, die in England wie in Deutschland unter Strafe steht, in den westlichen und südlichen Ländern aber nicht dem Strafgesetz anheimfällt, verhaftet. In den bei geschlossenen Gerichtstüren geführten Prozeß sah man Herzöge verwickelt. Wilde wurde zu langer und schwerer Buchthausstrafe verurtheilt. Als er arm, abgezehrt, verwildert, frank von der Tretmühl-Arbeit, wieder in Freiheit kam, mußte er das vriude England verlassen, das seine Stücke von den Bühnen, seine Bücher aus den Bibliotheken, seinen Namen aus den Nachschlagewörtern verbannen hatte. In Paris, wo er einstmals aufgenommen war wie ein Fürst, führte er nun ein arbeitsloses Bohème-Leben und starb bald, verlassen und elend.

Nochmanisch einer Art Praxis. Die Darstellung drückt, der sich Auf diese liebvolle Vertragene Dichter Oscar Wilde's Direction den und Stoffreiche sich machen. U die von „Salomé“ Gif ganzes Ideal Ernst heißt Spötterei a verwohnen, aber vertraut. Da gleich. Fr. C in der Stim sehr unbehagl parodistischen Herren Arnol recht komisch, aber zur „Salomé“ Ein zu ungleidlicher, Caprioli Neben die aufführung des Wappenhä wird uns aus Paul Dec barer Romane schichte eines g sinungen Manne häuse zeigen romanhaften festen dramati Genuss lädt wahren Milieus zelchnung fesselt entgegentreten. Dr. Woppe Aber die aus nicht; er möcht iprechende Thä Unzufriedenheit hinwegzuhänker wendigsten fehlt, seinen Reckum glücklichem Froh diesen trostlosen Ausicht aus d Stelle eines ärm Abtheilung eine durch Vermittel damit das p die Stelle tection zu verdor es die rechte

blung auf den Grund
ne Entscheidung bis
ntat eines ver-
der mit seinen zärt-
familie bleibt,
te Vormitag hat der
hilfe Joseph
irgerblente, auf dem
rige Claudia
ewicz-Schule begab,
itter einen Ne-
r Schuh streifte nur
das unverlebt

Schredens ohn-
geudliche Attentäter
omplage. Auf dem
Menschmenge an.
Schulndchen an.
es Hauses, in dessen
offen. Malek hatte
des Treppenhauseß
der ex Gebrauch ge-

Bur Polizei ges-
ige Claudia, die er
liebe, aber bei ihr
d daß für ihn das
chlos sei. Bei dem
Juli dieses Jahres
lebe entbrannt
Erfolglosigkeit seiner
n Revolverschuß ein
li trug damals eine
davon. Nach seiner
sich erst in die
l, die dreizehn
in die um ein Jahr
auf dem Wege zur
träusen zu bedenken
zei Arrest gebracht
gericht eingeliefert

aben Sie nicht
at kürzlich in Pest
geführt, die einen
camte Soma Wald-
i Coss eine Partie
Sztołak ihm das ge-
ben Sie nicht den
ar über diese Frage
mit seinem Billard-
ste. Sztołak ließ
ten Nachmittag sandt
r Waffengang endete
als, der im Gesicht
de erholt.

issen.
Schall und Rauch),
eristische Rolle in
nielen unternimm,
liche große Weihe.
da am Stelldichein.
in Pugend in der

Seine „Salome“ kann den Censurbes nicht erslangen, der zur Reise in unsere Bretterwelt unerlässlich ist. Es steht dem die Ministerialverordnung entgegen, die neuerdings die Behandlung biblischer Stoffe, die Darstellung biblischer Personen auf der Bühne verbietet. In unseren Opernhäusern begegnen uns Jesu und seine Brüder, begegnen uns die Maccabäer, in den Schauspielhäusern Esther, auch Sudermann's „Johannes“, der genau denselben Stoff wie „Salome“ behandelt und zum Theil sehr ähnlich neue Motive verwendet, fand noch Einlaß. Jetzt ist die Thür verschlossen. Für das beladene Publikum durfte sie sich gestern öffnen.

„Salome“ behandelt den Johannes-Stoff in einem Act. Auf die starke dramatische Explosion in einer Art von Macbeth-Stil, auf die kräftige Hervorhebung der Schlusscene jedes großen Dramas kam es dem Dichter an. Auf eine Art dramatischer Sensation. So klar das Werk ist, erscheint es doch zuweilen ungleich in Stil und Stimmung. Die Behandlung des Werks ist etwas vernachlässigt, kleine sorgsam gesammelte Einzelheiten, Daten aus Flavius Josephus, sind lose ausgestreut. Die beginnende Handlung zeigt uns bereits Johannes, oder Jochanan, wie er bei Wilde hebräisch heißt, bereits im Gesängniss. Die Einführung des eisernen, weissagenden Johannes ist voller Kraft, die Bibelstellen sind hier mit starker Wirkung verwendet und eine große Spannung ist für den Ausgang, für den Tanz um den Kopf des Johannes, hervorgerufen. An diesen Ausgang knüpft sich hier, im Unterschied zum Johannes Sudermann's, noch eine starke, eine erschütternde Scene, deren Wirkung die Widerwärtigkeit vergessen lässt, die Zwiesprache Salome's mit dem Kopf in der silbernen Schüssel. Ein Gemisch von Triumph und Hammer, toller Ausbruch wilder Liebesgier und milden Nacheraufsches.

Die Gestalten des Herodes und der Herodias sind denen im Sudermann'schen Stücke sehr ähnlich. Diese Ähnlichkeit steigert sich dadurch, daß wieder, wie im „Deutschen Theater“, Reicher den gleizenden, schwachen, seiner Schwäche bewußten Herodes vor trefflich darstellt, wie Fr. Dumont die innerlich zerrißene, von Haß und Verachtung gegen den einst geliebten Gatten erfüllte Herodias. Fr. Chsoldi wußte mit der Salome eine große und nachhaltige Wirkung zu erzielen. Hier wie bei Sudermann erscheint die Salome als Giftschlange, die hinter Blumen sich verbirgt. Die Wildheit unter der Maske der Kindlichkeit, die Liebesgier, kam zu starkem Ausdruck, und der Tanz war mit seltenem Geschick sehr charakteristisch ausgeführt. Herr Rayhler sprach den Jochanan-Johannes aus einer hohen Begeisterung mit einer Art Prophetengröße. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Inszenierung durch Dr. Oberländer und die Darstellung der kleinen Rollen verstärkte den Eindruck, der sich in reichem Beifall Luft mache.

Auf diese kleine, von Hedwig Laemmlein mit sicherlicher Vertiefung in die Seele des Werkes ver-

von Autorität behaupte ich durch sein d' eine Abend verantwortlich gedeckt wird: Mediciner in eines Künste storben. Mi Frau Lene inichbar zu Gesundung d fehlt jedoch sprache erklä göttlich gelubt eine neue E haben werde.

Es fehlt Stellen, abe nicht vorhanden verschl. Fra wendigkeit ist immer von d kommen ke er sich besser ernsthafte B den Beweis verlassen, we hungigen A. wird. Dem seiner Famili ist nicht bewi gedachte Schli

Die Aufführung Bozen har sich wieder a Künstler hatte und führte sie Brs ist die rollen mit st innigem Empfiene schildert aufgehoben be verbummelten jungen Medien Architekten viel Musiker um in war. Fr. Ba als gew. ign. rollen ber Schöpfeldt in der faible tadellos und mit je ner i. tri manu ill. ne Das Bibli großem Verz die Räume O der Linz von

(Schall und Rauch), akteristische Rolle in spielen unternimmt, ingentliche grohe Weihe, sich da ein Stelldichein. zuwenden Jugend in der Musik und Plastik, aber die schlichtern sich regeude, was Namen hat oder Zeit des frischen und an sich auf Einladung der Vorstellung zusammen. mit Leistung und Leichter unter Verkühlkeiten, die it nach bestimmten Richben. Die Schriftsteller Stark vertreten — neben men die neueren Stürmer n George, umringt von mlung galt einem inter-

Und Jahren daran ges n Ercheinungen auf dem in den Tag es stunden An den Sonntag-Vor- bend-Nachmittagen. Der enden neuen Wirkungen.

einer Art Prophetengröße. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Inszenierung durch Dr. Oberländer und die Darstellung der kleinen Rollen verstärkte den Eindruck, der sich in reichem Beifall Lust mache.

Auf diese kleine, von Hedwig Baumann mit liebevoller Vertiefung in die Seele des Werkes übertragene Dichtung folgte nun eine parodistische Posse Oscar Wilde's: „Bunbury“. Vielleicht wollte die Direction den weiten Umfang des Wilde'schen Talents und Stoffkreises zeigen. Das würde die Wahl verständlich machen. Um Uebrigen passte die Harpe zu schlecht in die von „Salome“ hervorgerufene Stimmung. Die läppische Geschichte von den zwei Mädchen, deren ganzes Ideal von einem Mann darin besteht, daß er Ernst heißen muß, ist ja mit hübschen kleinen Spötterien auf Thypen der englischen Gesellschaft beworben, aber die Gattung ist den Engländern nicht vertraut. Darin thun sie's den Franzosen nicht gleich. Fr. Ehsoldt steckte auch noch zu tief in der Stimmung der Salome und fühlte sich sehr unbehaglich und freud in der operettenhaft parodistischen Rolle der steifen englischen Miz. Die Herren Arnold, Baumann, Hrl. Wolbrück wirkten recht komisch, es wurde auch oft sehr herzlich gelacht, aber zur „Salome“ wollte diese Posse nicht passen. Ein zu ungleiches Gespann. Vegaß und ein poshierlicher, Capriolen machender Affe! X X 3. 2.

Quelle: Theaterwissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln

11.1 Abstract

Den Rahmen dieser Arbeit bildet die Frage nach der Bedeutung der sozialistischen Schriften Oscar Wildes und John Stuart Mills für aktuelle gesellschaftspolitische Debatten. Dafür werden die persönlichen Hintergründe beleuchtet, die beide Denker trotz anfänglicher Distanz zum Sozialismus dazu veranlasste, sich gegen Ende ihres Schaffens mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Die sozialistischen Positionen Wildes und Mills werden dargestellt und anhand einiger konkreter Konzepte wie Bildung und Individualismus auf Ähnlichkeiten im Verständnis untersucht. Dabei zeigt sich, dass beide konforme Denkweisen aufweisen und Oscar Wilde maßgeblich vom Werk Mills, insbesondere von seiner Freiheitsschrift, beeinflusst wurde. Eingeordnet werden beide Denker schließlich in den sozialistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts, wobei sich in der Einordnung ihre persönliche Vorgehensweise (praktisch-rational und romantisch-verträumt) widerspiegelt.